

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Die Ballmutter. Von J. Balz. (Fortsetzung.) — „Carolina.“ Von Karl Begas. — Ein Frühling in Athen. Von Clarissa Lohde. — Sammet und Seide im Mittelalter. Von Eugen Kalesse. — Prinz Wilhelm und Prinzessin Victoria auf dem Heiligen See. Von Fedor Poppe. — Mosaik. — Unsere Illustrationen. — Die Mode (mit Abbildungen). — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Schach. — Rebus. — Arithmoglyph. — Auflösung des Kreisräthfels Seite 304. — Correspondenz.

Die Ballmutter.

Nach einem englischen Motiv.

Von J. Balz.

(Fortsetzung.)

II. Das Schreckgespenst.

„Die Welt hat sich seltsam verändert, seitdem ich jung war. Ja, sie hat sich entschieden verschlechtert!“ So sprach unsere Baronin von Hollfeld eines Morgens mit vielem Nachdruck zu einem andächtigen Auditorium, bestehend aus Mignon nebst Spielkameraden Lulu, einem Papagei, einer Angorakatze und einer reizenden jungen Dame, welche in einem Schaukelstuhle lag und die neueste Nummer des „Bazar“ studirte.

„Sie hat sich entschieden verschlechtert!“ wiederholte die Baronin. Die Hunde bellten, der Papagei schrie, die Katze schnurrte, und die menschliche Zuhörerin fragte, lächelnd von ihrem Journal aufschauend: „Was hat sie denn jetzt wieder verbrochen, diese so viel verleumdete, schöne Welt?“

Frau von Hollfeld vermied eine directe Antwort und fuhr in ihren Klagen fort: „Ging man zu meiner Zeit in Gesellschaft, so konnte man sicher sein, sich nur unter seines Gleichen zu befinden. Wer nicht ein glänzendes Wappenschild, einen untadeligen Stammbaum besaß, der war selbstverständlich von unsern Kreisen ausgeschlossen. Man befand sich eben stets ‚unter sich.‘ Und jetzt? Spielte nicht gestern in der Soirée beim Fürsten Sandow dieser Professor die Hauptrolle?“

„Professor Kamp, der berühmte Geschichtsschreiber,“ fragte die junge Dame, aufmerkamer werdend, „den Baron Max mir vorstellte?“

„Max hat ihn Dir vorgestellt? Sehr gedankenlos von ihm; darauf hat er denn auch gleich heute hier Besuch gemacht. Ein Glück, daß wir nicht zu Hause waren. So sind die Männer! Sie können Jeden kennen, mit Jedem verkehren, bedenken dabei aber nicht, daß wir Frauen enge Grenzen ziehen müssen!“

„Aber, Baronin, er war doch bei Sandows, und die Fürstin soll ja äußerst exclusiv sein. Er ist eine so prächtige Erscheinung und als Gelehrter berühmt.“

„Kind!“ eiferte die Baronin etwas ungeduldig, „bestreite ich etwa sein ‚prächtiges‘ Aussehen, seine Gelehrsamkeit? Ich sage nur, er gehört nicht in unsere Kreise und in meiner Jugend hätte man ihn auch nicht hinzugezogen. Aber die heutige Welt stürzt Alles um. Ich wenigstens werde an den alten Traditionen festhalten und für diesen Neuling unnahbar sein.“

Die junge Comtesse Franziska Thernau lachte so herzlich, daß der Papagei mit einstimmte. „Verzeihen Sie, liebe

Baronin,“ entschuldigte sie sich dann, „aber es ist so komisch, Sie auch einmal positiv gereizt zu sehen. Der arme Professor ist ja in Ihren Augen ein wahres Schreckgespenst. Aber gestehen Sie es nur, er sieht vornehmer aus, als mancher Graf unserer Kreise!“

Die Baronin seufzte. „Vornehm! Gewiß, Liebe, sieht er vornehm aus. Das blaue Blut zeichnet nicht immer äußerlich aus; im Gegentheil, es entstehen durch den Eigen-

ein Prinz. Dergleichen ist wirklich sehr störend und verursacht endlose embrouillements.“

„Daß die Mütter sich in des Aelteren Titel und die Töchter in des Jüngerer Gesicht verlieben,“ lachte Comtesse Fränzchen, „wird häufig genug vorkommen.“

„Was nun diesen Professor anbelangt,“ begann die Baronin wieder, unterbrach sich aber sogleich, da in diesem Augenblicke die bronzene Rococo-Uhr fünf Schläge hören ließ, mit dem Schreckensruf: „Fünf Uhr! Aber Kind, Du erinnerst mich auch nie zur rechten Zeit! Wir müssen ja vor dem Diner noch zu Gerson und eine Concerttoilette für Dich bestellen.“

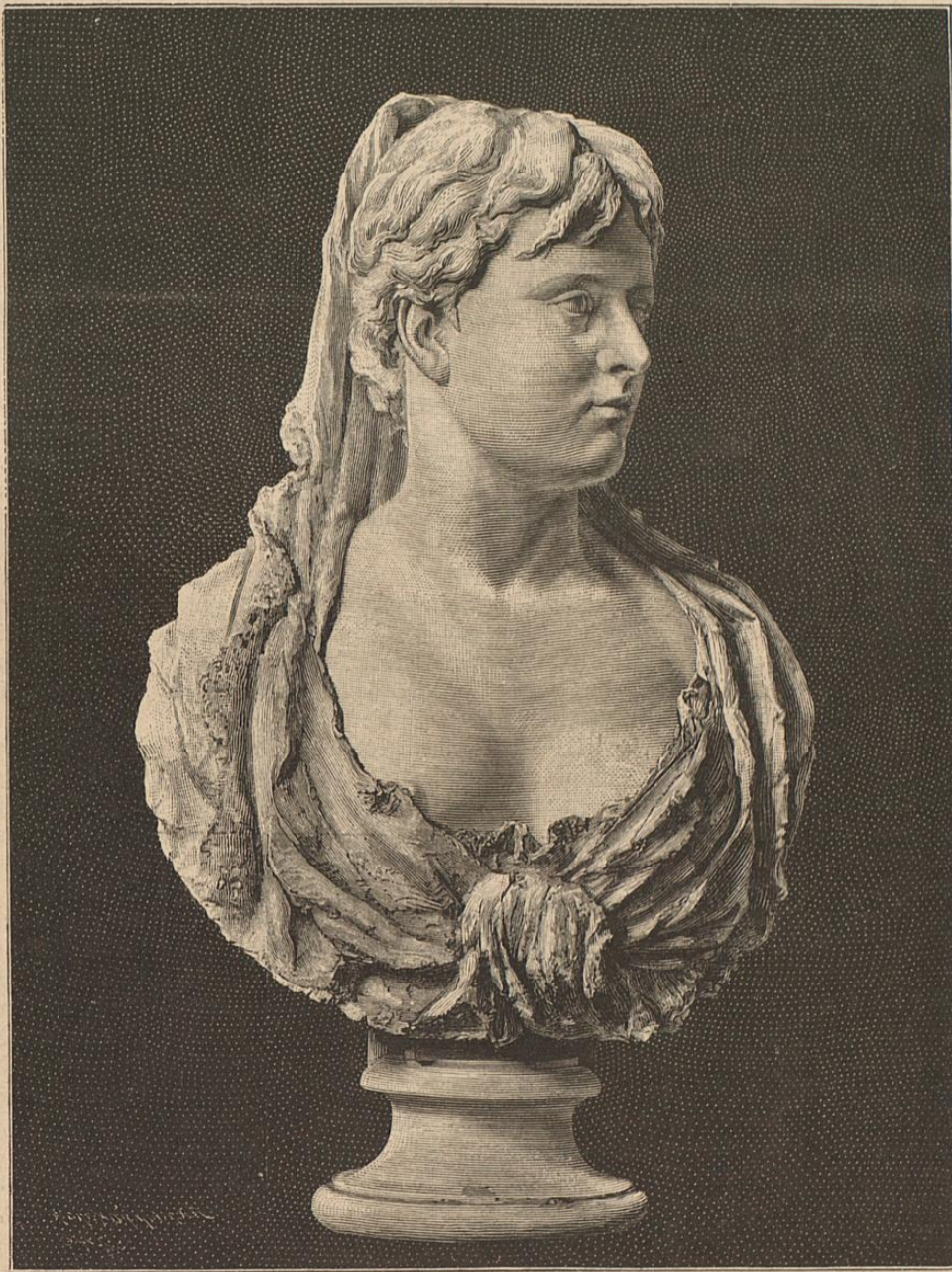
Als die Damen eben im Begriffe waren, in den Wagen zu steigen, ging der Professor vorüber und grüßte.

„Wieder dieser Mensch!“ seufzte die Baronin. „Wie seltsam, nachdem wir eben von ihm gesprochen.“ Und sie erwiderte den höflichen Gruß so eifrig es ihr nur möglich war. Comtesse Fränzchen war weniger streng; sie lachte sogar ein wenig unter dem Schutze ihres großen Directoire-Hutes von weißem Plüsch, der ihr holdes Gesicht so anmuthig umrahmte. „Ihr Schreckgespenst ist wirklich gar nicht so übel, man kann es ihm schon verzeihen, daß er keine sechszehn Ahnen hat,“ scherzte sie.

Aber Frau von Hollfeld schüttelte den Kopf, und die Wolken auf ihrer Stirn zerstreuten sich erst wieder, als sie alle die flimmernden Ballroben vor sich ausgebreitet sah und sich ausmalte, wie reizend ihr junger Schützling bei der nächsten festlichen Gelegenheit in einer derselben aussehete würde.

Comtesse Franziska Thernau war der Liebling der Baronin, seit sie im kurzen Kinderkleidchen ihr zuerst entgegen getrippelt war; sie war es stets geblieben und in solchem Maße, daß, als ein Jahr nach Regina's trauriger Niederlage der Vormund der jungen verwaiseten Gräfin die Baronin angelegentlich bat, dieselbe für einen Winter bei sich aufzunehmen, bei Hofe vorzustellen und in Gesellschaften zu chaperonniren, sie ohne Murren einwilligte, die Pflichten einer Ballmutter abermals auf sich zu nehmen. Franziska, oder „das Fränzchen,“ wie sie von ihren näheren Bekannten genannt wurde, war eine Schönheit, was schlimmer, sie war eine sehr reiche Erbin, und was am aller-

schlimmsten, sie war schelmisch, muthwillig, sogar ein bißchen trotzig und bemerkenswerth durch eine stark ausgeprägte Willenskraft, die Böswillige hätten Eigensinn nennen können. Und doch war sie die Erste, welche Frau von Hollfeld ohne Befürchtungen irgend welcher Art und mit vollem, ungetrübtem Vergnügen in ihrem Hause willkommen hieß; denn sie liebte das schöne Kind herzlich und gab sich der Hoffnung hin, durch einen glänzenden Erfolg mit ihr die betrüblichen Erfahrungen, die sie mit Regina gemacht, zu verwischen. Und noch ein anderer Beweggrund leitete sie: in ihrem mütter-



„Carolina.“ Von Karl Begas

sinn der Natur Gegensätze, die Einen in die ärgste Verlegenheit bringen können. Stelle Dir vor, Fränzchen, vor einigen Wochen hielt ich bei einem Besuche in Springheim den Reichsgrafen selbst, den ich nicht mehr gesehen hatte, seit er aus der Kinderstube entlassen war, für einen seiner Diener, so unbedeutend sah er aus, und ließ mir von ihm Mignon's Kissen nachtragen. Wahrhaftig, das that ich — ich, die solche Irrthümer doch so tödtlich haßt! Und Springheim's jüngerer Bruder dagegen, der weder den Titel erbt noch das Geld, sieht aus wie ein Adonis und vornehm, wie

lichen und ballmütterlichen Herzen entwarf sie den Plan, ihren geliebten Max in die Verführung zu führen, sich in Fränzchen zu verlieben und sie als Ehegemaß heimzuführen.

Unter solchen Auspicien war die junge Gräfin in die fashionable Stadtwohnung der Baronin eingezogen und rasch darin heimisch geworden; denn sie war bei allem stark ausgeprägten Eigenwillen und Stolz ein liebes Geschöpf, und es widerstand ihr so leicht Keiner. Die Donnerstag-Abende der Baronin waren besuchter als je, und die Einladungskarten zu ihrem eleganten und exklusiven Cirkel lebhaft begehrt.

„Max ist entzückt von ihr, daran ist gar nicht zu zweifeln,“ sagte sich die Baronin vergnügt, als sie mit Franziska durch die glänzenden Ballsäle eines Gesandtschaftshotels schritt und ihren Sohn an der anderen Seite der jungen Gräfin in lebhafter Unterhaltung mit ihr sah. „Erst gestern meinte er, es stecke etwas Apartes in ihr, und von ihm, der so gleichgiltig gegen Damen ist, bedeutet das ein großes Compliment. Natürlich darf ich Fränzchen nicht beeinflussen; denn sie kann Ansprüche auf eine noch glänzendere Partie machen. Allein, wenn es dennoch sich so gestaltete, Nichts würde mir größere Freude machen und Nichts wäre auch natürlicher bei nur einigermaßen geschickter Behandlung.“

„Darf ich um den nächsten Walzer bitten?“ fragte in diesem Augenblicke eine Stimme in nächster Nähe der Baronin. Sie war weich und melodisch genug, diese Stimme, dennoch hätte Frau von Hollfeld das Zischen einer Schlange lieber gehört; denn eine Schlange hätte man doch durch die Diener hinauswerfen lassen können, während es nicht gut anging, dem Professor Kamp, der zu den Eingeladenen gehörte, die Thür zu weisen.

Bergeblich versuchte die unglückliche Ballmutter, die in diesem Moment wieder einmal die ganze Schwere ihres Verurtheilten empfand, Fränzchen ein Zeichen zu geben, ihr begreiflich zu machen, sie solle sich mit einem frostigen „Bedauere!“ abwenden. Doch das Fräulein verneigte sich lächelnd und zusage; die Augen-Telegramme der Baronin blieben bei ihr vollkommen wirkungslos, wurden vielmehr von der Person aufgefangen, die sie am wenigsten gewahr werden sollte, vom Professor selbst. Der war aber wenigstens großmüthig genug, nicht darauf zu reagieren.

Ja, ja! die Schlange wäre wirklich von den beiden Uebeln das kleinste gewesen! Sie hätte doch den Arm nicht um Graf Thernau's reizende Tochter, die reiche Erbin, legen und sie nach den Klängen des Donauwalzers durch den Saal wirbeln können, wie es der Professor, mit einer für einen so gelehrten Mann erstaunenswerthen Eleganz und Sicherheit, eben that.

„Warum hast Du Fränzchen nicht zu diesem Walzer engagirt!“ warf die Baronin ärgerlich ihrem Sohne vor.

„Aber liebste Mutter!“ rief Max erstaunt, „Du weißt doch, daß ich niemals tanze. Bei der Hitze und dem Staub sich im Schweiße seines Angesichts mit einer leicht ungeschickten Tänzerin abplagen, dafür danke ich! Ein Gardas vor einem ungarischen Haidehaus oder eine Tarentella am myrthenumblihten italienischen Seestrand, das lasse ich mir gefallen, aber —“

„Absurd! Hier hättest Du es thun sollen, um Franziska vor dem Engagement mit Professor Kamp zu bewahren. Und an diesen Tanz schließt sich auch noch das Souper.“

„Bei dem gewiß keine Dame so brillant unterhalten wird, wie Dein schöner Schützling. Kamp ist ein geistreicher Mann, auf jedem Gebiete bewandert, es ist ein Genuß, mit ihm zu plaudern.“

„Allen Respekt vor seiner Wissenschaft,“ erwiderte die Baronin entrüstet, „aber sein Vater war Dorfschullehrer, von seinem Großvater weiß man nicht das Allergeringste, und er hat kein Recht, sich in unsern Kreisen zu bewegen und mit der Gräfin Thernau, deren Ahnen die Kreuzzüge mitgemacht haben, zu tanzen.“

Max lachte laut auf. „Nimm Dich in Acht, Mama! Die Specialhistorie des Mittelalters ist Kamp's eigenstes Revier, und wenn er von Deinem Zorn gegen ihn hört, so ist er im Stande, zu beweisen, daß, als ein Ritter Kamp stolz zu Roß mit Gottfried von Bouillon in Jerusalem einzog, ein Thernau ihm als Dienstmann die Rüstung nachtragen mußte oder ihm beim Aufsteigen den Bügel hielt!“

Geärgert wandte sich die Baronin ab; doch Max besänftigte sie schnell mit einigen begütigenden Worten, an die er noch die Mahnung schloß: „So sei doch vernünftig, Mütterchen!“

Aber Mütterchen wollte nicht vernünftig sein, sie wurde sogar total unvernünftig, als die Freifrau von Lingen jetzt auf sie zugezogen kam und mit einem ausdrucksvollen Achselzucken fragte: „Du läßt Graf Thernau's Tochter mit einem Bürgerlichen tanzen, Amalie? Seltsam, in der That!“

Frau von Lingen war der Baronin liebe Freundin, das heißt vor der Welt. Im Stillen that sie der guten Baronin alles gebrannte Herzeleid an und verfolgte sie mit Wortpfeilen und spitzigen Reden, gegen welche die weiche Dulderin machtlos war. Frau von Lingen lebte „nach strengen Grundsätzen,“ sie hatte vier ihr ähnliche unver-

heiratete Töchter, und ihr jour fixe zeichnete sich stets durch auffallenden Mangel an Herren aus. Heute brachte sie es durch ihre wolgezielte Bemerkung dahin, daß die Baronin gleich nach dem Souper den Ball verließ, ungeachtet des dauernden Blickes, den Franziska auf ihre Tanzkarte warf, an dessen Ende, nach dem Cotillon, die Ballmutter den ominösen Namen ihres Schreckgespenstes gewährte.

Als die beiden Damen nach Hause fuhren, lehnte sich die Baronin in dem behaglichen Gefühle, ihr Fränzchen jetzt wenigstens sicher zu haben, geschützt vor Professor Kamp, in die weichen Kissen zurück und gab sich einem kleinen Schläfchen hin. Aber schon nach einigen Minuten fuhr sie entsetzt in die Höhe. „Welch' ein hochinteressanter Mann dieser Professor ist!“ äußerte nämlich Fränzchen, in Rück Erinnerung versunken.

Die Baronin öffnete die Augen mit einem Ruck und setzte sich so heftig gerade, daß die Federn in ihrer Coiffüre zitterten. „Kind, wie Du mich erschreckt hast!“

„Erschreckt?“ lachte Fränzchen. „Wirklich, Baronin, Ihr Schreckgespenst ist Ihnen furchtbarer, als unsere tapferen Ulanen es den Franzosen waren. Und ich begreife wahrlich nicht, warum? Er ist liebenswürdig, gutherzig, sehr interessant und tanzt“ — sie stockte. Obgleich sie vier lebende Sprachen mit gleicher Leichtigkeit und Eleganz sprach, fiel ihr doch kein Epitheton ein, das die Vollkommenheit des Professors in dieser Kunst präcisirte.

„Das Alles glaube ich gern,“ entgegnete Frau von Hollfeld sarkastisch; „nur schade, daß er ein simpler Herr Kamp ist und für unsere Kreise nicht paßt.“

Man sieht, die traurige Erfahrung der vorigen Saison hatte die stets sonnige Laune der Baronin doch ein wenig getrübt und außerdem war der Stolz auf ihr Wappenschild, ihre Ahnen eine kleine Schwäche der guten Dame. Ja, sie hatte Schwächen, die Baronin, ich vergaß ganz, das in ihrer Charakterisierung hervorzuheben. Was mich nun aber anbetrifft, so ziehe ich Leute mit Schwächen denen ohne solche vor. Die Letzteren sehen so schrecklich erhaben von der Höhe ihrer Tugend und Vollkommenheit auf die übrigen Sterblichen herab und haben mit deren Leiden, die sie „selbstverschuldete“ nennen, nicht das geringste Mitgefühl. Ein Bettler würde sicher von einem Menschen mit Schwächen ein Almosen erhalten, während der Andere mit einem ausdrucksvollen Blick sein Portemonnaie schließen und ihn mit Ermahnungen abspesen würde, die bekanntlich noch keinen Menschen gefättigt haben.

Die Baronin huldigte ihren Schwächen übrigens nur in sehr geringem Maße; was sie jetzt so strenge, so scharf machte, war erstens die Furcht, Franziska könne eine standeswidrige Heirath schließen, so lange sie, die Baronin, die Verantwortung für die Handlungen des jungen Mädchens trug, zweitens und hauptsächlich der Wunsch, Franziska für ihren Sohn zu gewinnen. Und da es die doppelten Sorgen der Mutter und der Ballmutter waren, welche diese Gefühle inspirirten, so denke ich, wir können ihr dieselben verzeihen und ihre diplomatischen Bestrebungen milde beurtheilen.

* * *

An der Rousseauinsel im Thiergarten war ein glänzendes Eisfest arrangirt, an welchem sich fast die ganze Aristokratie betheiligte. Es war ein klarer frischer Wintertag, und die Sonne beleuchtete ein überaus lebhaftes, buntes Bild; in eleganten Stuhlschlitten bewegte sich die ältere Damenwelt zwischen der sich fröhlich tummelnden Jugend. Fränzchen sah reizend aus in ihrem nervzesehten Sammetkleide und strahlte vor Heiterkeit und Lebenslust, als sie sich mit einer liebevollen Frage zu ihrer Beschützerin beugte, die der Winterkälte trotzte; denn die Ballmutter durfte nimmer fehlen und mußte auch hier, wo das Parquet gegen die blizende Eisfläche vertauscht war, das Rädchen im Auge behalten. Und dieses regte munter die jungen Schwingen und war die Zielscheibe vieler bewundernder Blicke.

Auch die Baronin blickte dem jungen Mädchen mit herzlichem Wohlwollen nach und wiegte sich eben wieder in angenehmen schwiegermütterlichen Zukunfts träumen, als —

„Herr im Himmel, wieder dieser Mensch! Wären wir doch nur nicht hierhergekommen! Jetzt grüßt er sie — sie lächelt — er bietet ihr die Hand — da fliegen sie zusammen über das Eis — wie gewandt er sich auf den Schlittschuhen bewegt!“

Dieser letzte Gedanke kam der Baronin gegen ihren Willen und sie versuchte ihn mit dem inbrünstigen Stoßgebete: „Der Himmel halte nur Frau von Lingen fern!“ Aber kommt unser bester Freund jemals, wenn wir dringend seiner bedürfen, und naht nicht unser schlimmster Feind stets, wenn wir im Malheur stecken?

Natürlich erschien in diesem kritischen Augenblicke mit ihren vier Töchtern und ihrer stereotyp strengen Miene die hochgeborene Freifrau von Lingen. Ihre mit dem Pincenez bewaffneten Augen richteten sich zuerst auf die Schlittschulaufenden — Fränzchen tauchte eben an der Hand ihres Cavaliers auf — und dann mit dem Ausdrucke des höchsten, unangenehmsten Staunens auf die Baronin. Kein Telephon

hätte derselben deutlicher als dieser Blick die Worte übermitteln können: „Du gestattest diesem Manne also wirklich, nähere Bekanntschaft mit Graf Thernau's Tochter?! o — h!“

Die Baronin schauderte. „Es ist nun einmal mein Schicksal,“ dachte sie verzweifelnd. Und außer sich gebracht durch die Hand dieses mitteillosen Geschickes und durch die Wachsamkeit des Lingen'schen Pincenez's, erfand sie dringende Veranlassung, nach Hause zu fahren und wollte mit ihrem Schützling davon, als eben die Paare zu einer Quadrille antraten.

Fränzchen zog die Stirne kraus, und ein tiefes Roth brannte auf ihren Wangen, als sie bei der erzwungenen Heimfahrt sagte: „Ich hätte Sie niemals für so unfreundlich gehalten, Baronin; kürzlich unterbrechen Sie das Ballfest, heute meine Schlittschuhpartie! Erklären Sie mir, bitte, endlich, was berechtigt Sie zu Ihrem Vorurtheil gegen diesen lebenswürdigen und klugen Mann?“

„Ein Vorurtheil, liebes Kind! Nicht im Allergeringsten!“ erwiderte die Baronin. (Niemand gibt jemals zu, daß er ein Vorurtheil hege. Es ist das eine Pflanze, die in allen Gärten wächst, aber die sie am eifrigsten pflegen, leugnen am heftigsten ihren Besitz.) „Was den Professor anbelangt, so weißt Du, daß ich aus Grundsatz —“

„Um's Himmels Willen, reden Sie nicht von Grundsätzen!“ rief Franziska. „Grundsatz ist der allgemeine Sündenbock und muß zur Entschuldigung und Rechtfertigung für so manches Unrecht dienen. Sagen Sie mir lieber, welches sind denn eigentlich die Sünden Ihres Schreckgespenstes?“

„Kind, glaubst Du, daß ich Buch darüber führe?“ erwiderte die Baronin. „Alles, was ich Dir empfehle, ist, sei so kühl gegen ihn wie möglich, und wenn er Dich in Gesellschaft zum Tanze engagirt, so habe stets ein „Bereits versagt“ zur Hand. Seine Bekanntschaft kann Dir von durchaus keinem Nutzen sein!“

Gräfin Franziska warf etwas hochmüthig den Kopf zurück. „Darüber werde ich selbst urtheilen! Sie wissen, ich bin nicht gemacht für Fesseln irgend welcher Art, und ich wähle mir meine Freunde und Bekannten nach eigenem Ermessen. Schon heute Abend bin ich genöthigt, Ihnen ungehorsam zu sein; der Professor hat mich um den ersten Walzer auf dem Schlotheim'schen Balle und ich sagte zu. Ich hatte kein: „Bereits versagt“ zur Hand, ohne auch zugleich eine Lüge bei der Hand zu haben, und die würden Sie mir doch nicht anrathen?“

Und mit dieser äußerst unbequemen und verblüffenden Frage brachte sie diesmal ihre Duenna zum Schweigen, welche nun still für sich dachte: „Es ist wunderbar und schrecklich! Wenn sie allen Ernstes anfängt, sich für diesen Mann zu interessiren, wie in aller Welt soll ich vor dem General bestehen?“

General Thernau, Franziska's einziger Verwandter und ihr Vormund, war ein jovialer, höchst gemüthlicher und toleranter alter Herr, trotzdem bedrückte der Gedanke an ihn die gewissenhafte Ballmutter schwer, weil sie sich ihm für seine Richte verantwortlich erachtete.

„Beabsichtigst Du vielleicht, Graf Thernau's einzige Tochter und Erbin mit dem bürgerlichen Professor zu verheirathen, meine theure Amalie?“ fragte Abends auf dem Balle Frau von Lingen mit dem unmaßhalmlichen Lächeln, das ihren Opfern so schrecklich war.

„Das verhüte der Himmel!“ betete die „theure Amalie“ innerlich, während sie in das Lachen der Freifrau einstimmt und dabei unter ihrem Hohn und den Nadelstichen, die heute ungewöhnlich scharf waren, erzitterte.

Der Abend war der Baronin verdorben; sie hörte von allen Seiten laute Bewunderung Franziska's, sah, wie Steineck, der inzwischen vom Seehundsjang zurückgekehrt war, sowie andere Herren in ähnlich ausgezeichnete Lebensstellung sich um einen Platz auf der Tanzkarte der jungen Schönheit bemühten, sie erlebte es sogar, daß Max sich dem Kreise der Verehrer anschloß, allein der Professor erhielt seinen ersten Walzer und mehrere danach, und Lingen's mit ihrer ganzen Clique waren da, um darüber die Hände zu ringen und Zeter zu rufen.

„Friedrich, wenn Professor Kamp sich melden läßt, bin ich niemals zu Hause!“ sagte sie andern Morgens beim Frühstück. „Sehr wol, gnädige Frau,“ erwiderte der gut geschulte Diener, ohne eine Miene zu verziehen.

Franziska aber hob erstaunt den Kopf und blickte ihre Wirthin mit den wunderbaren Beilichenaugen, die ihre beste Waffe waren, so standhaft an, daß die Baronin die Fassung verlor und sich soweit vergaß, Mignon ein Stück Brod anzubieten, welche nie dagewesene Beleidigung das vierfüßige Leckermäulchen den ganzen Tag nicht vergaß.

„Nicht zu Hause!“ sagte also pflichtgetreu ein paar Tage später der Diener, und der Professor wandte dem ungastrischen Hause mit einem leisen Lächeln, das sein ernstes, interessantes Gesicht seltsam beleuchtete, den Rücken.

„Aber, bestes Fränzchen, wie kannst Du nur diesen Menschen vom Fenster aus grüßen?“ rief die Baronin in tiefster Betrübniß.

„Ist es nicht Sitte, daß man seine Bekannten grüßt?“ fragte der Schelm mit vollkommener Unschuldsmiene.

„Aber, bestes Kind, vom Fenster aus, eben als Friedrich berichtet hat, wir wären nicht zu Hause!“

„Das ist weder Friedrich's Schuld, noch Friedrich's Lüge!“

„Von Lüge und Schuld ist überhaupt hier keine Rede. Jedermann weiß, was ‚nicht zu Hause‘ bedeutet.“

„Gewiß!“ lachte die junge Dame schelmisch; „es heißt: ich bin zu Hause und sitze gemütlich in meinem Zimmer, aber ich stehe nicht auf, um Dich zu empfangen, es ist mir nicht der Mühe werth! Es ist das eine von den überzuckerten bitteren Mandeln, wie sie so vielfach in der Gesellschaft verabreicht werden. Aber nun,“ und sie liebte sie schmeichelnd die weißen Hände der Baronin, „sagen Sie mir, warum gaben Sie Friedrich diesen Befehl?“

„Das habe ich Dir schon oft genug gesagt,“ erwiderte Frau von Hollfeld so kühl und steif, als es ihr nur möglich war; „es geschieht nicht aus Vorurtheil, sondern aus Grund.“

„Wenn Sie noch einmal das häßliche Wort gebrauchen, Baronin, so packe ich meine Sachen und ziehe zum Onkel General und bleibe die ganze Saison bei ihm! Wahrhaftig, das thue ich! Ich bitte Sie noch einmal, nennen Sie mir die Sünden Ihres Schreckgespenstes und was ihn in Ihren Augen dazu macht. Haben Sie jemals etwas Niedriges, Unehrenhaftes von ihm gehört?“

„Durchaus nicht, Kind, wo denkst Du hin! Würde er sonst in die Gesellschaft eingeführt und, vor Allem, mit meinem Mar so befreundet sein! Davon ist ja gar nicht die Rede!“

„Verzeihen Sie, davon ist sehr entschieden die Rede,“ beharrte das muthige Fränzchen mit einem Zurückwerfen ihres stolzen hübschen Köpfchens; „wenn Sie diesem Manne nichts Ernstliches vorwerfen können, so ist es Unrecht, ihn so zu behandeln. Seine Klugheit, seine Gefehrsamkeit, sein Verdienst um die Wissenschaft sind werthvoller als mancher Wappenschild, und nach meinem Dafürhalten nimmt er einen höhern Rang ein als wir.“

„Kind, Kind, was für merkwürdige Ideen Du hast!“ wehlagte Frau von Hollfeld, ganz entsetzt über ihre revolutionäre kleine Freundin, und fügte hinzu: „was Dich aber veranlaßt, gerade für diesen Professor ein so außerordentliches Interesse zu zeigen, ist mir vollkommen unbegreiflich!“ Diese letzte Bemerkung zeigt, welche eine geschickte Diplomatin unsere liebe Baronin war, denn sie brachte damit Fränzchen zum Schweigen, und das war wahrhaftig nicht leicht.

„Ich bin sehr froh, daß ich Friedrich den Befehl gab,“ reflectirte die gute Dame; „der Professor fühlt so wenigstens meine Meinung in dieser Sache heraus. Wenn wir ihm nur nicht so oft in Gesellschaft begegneten, und wenn Mar dem Fränzchen nur ein wenig die Cour machen wollte! Er bewundert sie, das ist sicher, und er vermag ja jedes Mädchenherz zu erobern, wenn er nur will. Sie würde so ausgezeichnet zu ihm passen und besitzt Alles, was er verlangen kann: Schönheit, Geist, hohen Rang, Vermögen, was zwar nicht einmal nöthig wäre. O, es würde mich sehr glücklich machen, und ich hoffe, es gelingt mir noch!“

Der Professor hatte sich Friedrich's „Nicht zu Hause“ zu Herzen genommen und wiederholte seinen Besuch nicht. Aber was half das? Fränzchen traf ihn oft genug, heute im Museum, wo sie seinen Erklärungen mit der größten Andacht lauschte; morgen in der Nationalgalerie, wo er wiederum ihr Zuhörer war, wenn sie ihre originellen und poetischen Ideen über Gemälde alter und neuer Meister aussprach; am dritten Tage in irgend einer Gesellschaft, und sie verfehlte nicht, fast jeden Morgen beim Frühstück der Baronin mitzutheilen, daß sie bei ihrem Morgenritt im Thiergarten „das Schreckgespenst“ gesehen habe.

„Amalie hat es sich in den Kopf gesetzt, die junge Gräfin Thernau für ihren Mar zu erobern; ich wünsche nur, daß sie besser reussirt, als in voriger Saison mit ihrer Nichte und Steined!“ so sagte Frau von Lingen mit ihrem unnachahmlichen Hohn, Franziska beobachtend, die bei einem Bazar, der für eine Weihnachtsbescherung armer Kinder arrangirt war, Weichenbouquets zu jedem Preise verkaufte, den sie nur verlangte. Die Freifrau von Lingen kam eben aus einer Suppen-Vertheilungs-Anstalt, den sie patronisirte, und war daher äußerst christlich liebevoll gegen ihre Mitmenschen gesinnt.

Die Baronin hörte natürlich diese Bemerkung, was auch in der Absicht ihrer theuern Freundin lag, wie auch die folgende: „Franziska Thernau ist eine schreckliche Kokette!“ Dabei betrachtete die Freifrau mit spöttischen Blicken das schöne Mädchen, das an ihrem Blumentische glänzende Geschäfte machte, während ihre vier Freifräulein feierlich über kostbaren Gegenständen präsidirten, die man voraussichtlich am Schlusse des Bazar's als unverkäuflich verlossen würde.

„Ist Franziska eine Kokette?“ fragte sich die unglückliche Ballmutter und mußte sich selbst gestehen, daß sie es

hoffte. Denn es konnte nur Koketterie sein, was Fränzchen veranlaßte, ihr süßestes Lächeln dem Professor zu spenden, mit ihm zu plaudern und ihm die dunkle Rose zu reichen, die zwanzig Männer vergeblich zu erobern gesucht? Die Baronin dachte sonst „aus Grundsatz“ sehr streng über die Koketterie, in diesem Falle aber hätte sie dieselbe gern geduldet, denn wenn es hier nicht Koketterie war, was war es denn? —

„Es ist herzbrechend!“ dachte die vielgeprüfte Frau, welche unter den spöttischen Blicken und Bemerkungen der Familie Lingen ein wahres Fegfeuer durchmachte. „Was soll ich thun? Ich kann doch Franziska nicht nach Hause schicken, wie ein unartiges Kind, und ich kann auch dem Professor nicht verbieten, sein bißchen Geld — und ich bin überzeugt, es ist wenig genug — für einen guten Zweck loszuwerden. Ich muß dennoch der Sache ein Ende machen, koste es, was es wolle!“

Diesen Gedanken wiederholte sie sich, als sie mit Franziska nach Hause fuhr und gewährte, wie das rosigste Eröthchen bei der Abschiedsverbeugung des Professors deren holdes Gesicht überflog. Und dieser Gedanke verfolgte sie mehrere Tage lang, während zweier feierlichen Dinners und eines Concerts bei Hofe, er raubte ihr den Schlaf und verbitterte ihr die Morgenschokolade. „Aber wie? Ich kann doch den Menschen nicht aus Berlin verbannen, die Leute doch nicht bitten, ihn nicht mehr einzuladen, kann mich mit Fränzchen nicht in ein Kloster einschließen! Mit ihr ernstlich darüber sprechen, das nützt, wie ich eingesehen habe, zu gar Nichts. Und doch — ich muß Etwas thun. Es ist meine Pflicht! Ich bin es dem General, ich bin es dem seligen Grafen Thernau schuldig. Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als mit dem Professor selbst zu reden.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frühling in Athen.

Aus dem Tagebuche einer Deutschen.

Von Clarissa Lohde.

I.

„Die Küste Griechenlands!“ sagte Professor Werner und deutete auf einen weißlich grauen Streifen, der im Nordosten aus dem noch immer bewegten Meere aufstieg.

Ich stand neben ihm am Schiffsbord. Böse Tage und Nächte lagen hinter mir; eine sehr unruhige See hatte mich zeitweise in meine Cabine verbannt. Jetzt leuchtete die Sonne wieder freundlich vom tiefblauen Himmel, eine frische Frühlingsbrise — wir befanden uns im Anfang des Februar — umwehte kühlend die heiße Stirn. Ueberall tauchten weiße Segel auf, stiegen Rauchsäulen aus den Dampfschornsteinen der rasch die Flut durchschneidenden Schiffe. Eine Schaar von Möven umflatterte uns, die Verkünder des nahen Landes. In der That wurden die Contouren der ziemlich steil aus dem Meere sich erhebenden Berge von Morea immer deutlicher, die weiß graue Färbung aber wechselte nicht. Nirgends zeigten sich Spuren einer bewohnten cultivirten Gegend, kein Baum, kein Strauch wurde sichtbar, hier und da nur einige ärmliche Hütten, vereinzelt in weiter Dede, ein Anblick von Verlassenheit und Unfruchtbarkeit, der das Herz bedrückte. Professor Werner bemerkte den Eindruck, den der erste Blick auf den klassischen Boden auf mich machte und sagte ermuthigend: „Sie dürfen von diesem Küstenstriche nicht auf ganz Griechenland schließen, Fräulein Hanna! Freilich ist das neue Griechenland nur noch ein Grab des alten, ein Grab vergangener Schönheit und Herrlichkeit, dennoch hat sich Athen zu einer hübschen kleinen Residenz entwickelt, und da die Stadt von einem deutschen Fürsten neu begründet ist, werden Sie dort Vieles finden, was Sie heimathlich berührt!“

Ich sah dankend zu ihm auf. Bedurfte ich doch eines freundlichen, ermuthigenden Zuspruches, denn ich war noch jung, hatte die Mitte der Zwanzig noch nicht überschritten und ging, von einer vornehmen griechischen Dame als Musiklehrerin für ihre Töchter engagirt, allein in ein fremdes Land, in mir gänzlich fremde Verhältnisse. — Je weiter ich mich von Deutschland entfernte, desto mehr nahm meine Bangigkeit zu, und doch fesselten mich keine näheren Bande an die Heimath. Weder nahe Verwandte noch Freunde hatte ich zurückgelassen und nur von einer Jugendgespielin, die mir aus einer früheren besseren Zeit geblieben, war mir der Abschied schwer geworden. Diese bessere Zeit — ach, wie lange lag sie schon hinter mir! Nur meine Kindheit hatte frohe Erinnerungen, sonst war mein Leben bisher nur ein trübes, arbeits- und sorgenvolles gewesen. Mein Vater, ein vielgenannter Componist und Dirigent, hatte ein ansehnliches und gesuchtes Haus in meiner Vaterstadt, einer norddeutschen Residenz, gemacht, ein Haus, dessen schöne Zierde seine geistvolle, lebenswürdige Gattin, meine Mutter war. Als einziges Kind meiner Eltern lenkte sich alle Sorge und Zärtlichkeit derselben auf meine Erziehung. Man gab mir die

besten Lehrer, gewährte mir Vieles, was sonst nur den Kindern der Reichen zu Theil wird. Dennoch merkte ich bald, daß ein verdunkelter Schatten über dem äußern Glanz unserer Existenz schwebte, auf unserem Hause drückte. Es war der häufige Widerstreit zwischen dem Begehren und Können. Der auf großem Fuß eingerichtete Haushalt erforderte mehr Ausgaben, als meines Vaters Fleiß zu erwerben vermochte. Sorge und Anstrengung untergruben seine Gesundheit, rafften ihn in der Blüthe der Jahre dahin. Mit ihm brach auch das mühsam aufrecht erhaltene Gebäude des Wohlstandes jäh über unsern Häuptern zusammen. Meine Mutter, gar zu verwöhnt durch die allzu zärtliche Liebe des Gatten, vermochte sich in die Noth und Entbehrung, die die Verhältnisse ihr auferlegten, nicht zu finden. Sie welkte gleich einer aus der warmen Luft des Treibhauses plötzlich in Eis und Schnee verfesten Pflanze hin. Nach wenigen Jahren war ich ganz verwaist. Ein in ferner Stadt lebender Oheim nahm sich meiner an. In sein Haus zwar, das erklärte er mir sogleich am Begräbnistage der Mutter, zu welchem er von fern hergekommen war, könne er mich nicht aufnehmen, das erlaube ihm der Zuschnitt seines Lebens nicht; aber da ich musikalisch begabt sei, werde er mir die Mittel zur Ausbildung in dem Conservatorium meiner Vaterstadt gewähren, damit ich später unabhängig von den Wohlthaten Anderer auf eigenen Füßen zu stehen vermöge. Damals — ich war siebzehn Jahre alt — klang mir das aus dem Munde meines Oheims hart, heute danke ich ihm dafür. Lehrte doch erst die Nothwendigkeit mich arbeiten, in der Arbeit die Befriedigung finden, die dem jungen glücksbedürftigen Herzen so fern lag. Meine Studienjahre waren keine leichten; der Director des Conservatoriums verlangte viel von seinen Schülern: meine Gesundheit, schon durch die Pflege der Mutter, die aufeinanderfolgenden Schicksalsschläge angegriffen, unterlag den Anstrengungen des Musikstudiums.

Nach Beendigung des festgesetzten Cursums erkrankte ich schwer und war in Gefahr, meine Stimme gänzlich zu verlieren. Der Arzt schrieb mir völlige Ruhe, eine Zeit der Erholung vor. Aber wo dieselbe suchen? Das Haus meines Oheims war mir ein fremdes geblieben, in dem man mich eben so gleichgiltig hatte kommen wie gehen sehen. Doch besaß ich eine Freundin, die, obwohl die Tochter reicher Eltern, doch auch in meiner Armuth treu zu mir gehalten hatte. Seit einem Jahre war Ella, so hieß sie, verheirathet und lebte mit ihrem Manne, einem bekannten Philologen, in einer süddeutschen Universitätsstadt. Diese lebenswürdige Frau bot mir ihr Haus zum Erholungsaufenthalte an, und was liebende Sorge und Rücksicht, was ein heiterer, geistig angeregter Verkehr bewirken können, um zerrüttete Nerven wieder herzustellen, das geschah. Dennoch blieb meine Gesundheit wankend, und meine gütigen Freunde suchten, auf den Rath des von ihnen meinethwillen consultirten Specialarztes, der zur Wiederherstellung meiner Stimme einen längern Aufenthalt in milderem Klima für erfolgreich, ja nothwendig hielt, mir durch ihre Verbindungen eine Stelle im südlichen Europa zu verschaffen. Ihre Bemühungen hatten Erfolg. Eines Tages überraschte mich Ella mit der Nachricht, daß eine Stellung für mich gefunden sei und zwar in Athen, im Hause einer vornehmen und gebildeten Griechin. Tief bewegt, zwischen Freude und Bangen getheilt, blickte ich auf die Freundin. Für wen hätte nicht schon der Klang des Namens „Athen“ eine berückende Anziehungskraft? Für mich aber, die ich noch nie über die Grenzen des Vaterlandes hinausgekommen, war es, als öffne sich plötzlich ein Zaubergarten meinen Blicken, den zu betreten ich voll wonniger Scheu zurückbebt. Lange dauerte es, ehe ich mich an die Wirklichkeit meines Glückes gewöhnen konnte. So sehr der Gedanke an das schöne, heitere Hellas mich anzog, so schreckte mich doch wieder die Sorge vor dem Unbekannten, den fremden Sitten und Verhältnissen. Mit großer Beruhigung erfüllte es mich daher, als mir Ella's Gatte mittheilte, daß er mich bis Triest geleiten und dort dem Schutze seines Freundes, des Professors Werner, übergeben werde, der schon während des letzten Winters in Athen gelebt hatte und jetzt noch einmal im Interesse seiner Studien auf einige Monate dort hinreise. Daß auch durch diesen Freund, einen vielgenannten Archäologen, mir die Stellung in Athen vermittelt worden war, erfuhr ich erst, nachdem ich ihn in Triest persönlich kennen gelernt hatte.

II.

„Der letzte Sonnenuntergang vom Schiffe aus; morgen in aller Frühe sind wir im Piräus.“

So verkündete mir der Professor mit unverkennbarer Freude. Er liebe im Ganzen die Seereisen nicht, hatte er mir schon früher gesagt; auch ich, die so sehr unter der Seekrankheit gelitten, hatte wenig Grund, sie zu lieben. Dennoch wünschte ich innerlich, er hätte nicht so freudig das gesagt; merkte er denn gar nicht, wie weh mir bei dem Gedanken zu Muthe war, jetzt bald allein, völlig allein in der Fremde zu stehen?

Ganz versunken in das Naturschaupiel lehnte er am Bord des Schiffes. So schön hatte ich die Sonne noch nicht

untergehen, gesehen. Die Färbung von Meer und Himmel zeigte schon volle südliche Pracht. Tiefblau lag die weite Wasserfläche vor uns, bestreut mit zahlreichen, wie rosige Perlen sich von ihr abhebenden Inseln. Darüber wölbte sich ein leuchtender fast bis zum Zenith in rothe Glut getauchter Abendhimmel, in dem hoch über unsern Häuptern die Mondfichel schwamm, ein goldener Nachen, wie ihn die Alten auf dem Haupte Selenens bildeten.

Langsam nur erlosch der Feuerschein, dunkler färbte sich das Firmament und ließ eine Schaar von Sternen nach und nach seine goldenen Linien darüber ziehen.

„Nicht wahr,“ rief der Professor, sich zu mir wendend, mit einem Ausdruck der Begeisterung in den Zügen, der den fast vierzigjährigen noch jugendlich schön erscheinen ließ, „wer diese Wunder der Natur nicht geschaut hat, der weiß gar nicht, wie schön unsere Erde ist? Hier in diesem Aether badet sich die Seele wieder rein von allem Staub der Bücherweisheit, von allen kleinlichen Aergernissen und Fehlschlägen und wol auch von großem Leide, das jedes Leben mehr oder weniger durchzieht. Hier werden auch Sie körperlich und geistig genesen, Fräulein Hanna, und das Gefühl innern Druckes los werden, von dem Sie mir neulich kleinmüthiger, als ich es Ihnen zugetraut habe, sprach.“

Ich hatte in der That in einer mißmüthigen Stunde gegen ihn eines solchen geistigen Druckes erwähnt, der es mir als ein großes Wagniß erscheinen ließe, so allein in ein fremdes Land zu gehen.

„Ich habe böse Erfahrungen gemacht!“ entgegnete ich, die Röthe der Scham auf den Wangen. „Das möge meinen Kleinmüth vor Ihnen ein wenig entschuldigen.“

„Ich weiß,“ sagte er und schaute mit eigenem Lächeln mir in das glühende Antlitz. „Aber danken Sie doch dem Schöpfer, daß er es Ihnen vergönnt hat, in den Kampf des Lebens einzutreten. Kommt es Ihnen denn so beneidenswerth vor, als sogenanntes Glückskind von den Wogen des Lebens sich mühelos schaukeln zu lassen, Alles ohne Verdienst zu empfangen, nichts durch eigene Kraft sich zu erwerben?“

„Für den Mann mag der Kampf wünschenswerth sein,“ entgegnete ich rasch, „die Frau findet ihren Wirkungskreis besser in Stille und Frieden.“

„Wenn Gott Ihnen aber dennoch, obwol Sie eine Frau sind, den Kampf auferlegte, glauben Sie nicht, daß er auch dabei seine weisen Absichten hat, daß er weiter sieht und besser weiß, was Ihnen nützt, als Sie selber?“

Noch heißer stieg das Blut mir in die Wangen, er dachte im Grunde seines Herzens doch recht klein von mir.

„Ich glaube trotzdem nicht, daß Gott es mir als Sünde anrechnet, wenn ich mit einiger Besorgniß in eine Stellung in fremdem Lande gehe, wo ich ganz allein stehe, ohne Freunde, die sich im Falle der Noth schützend meiner annehmen möchten.“

Er sah mir ernst, fast vorwurfsvoll in die Augen.

„Sie vergessen,“ sagte er, „daß Ihre Freunde mich damit betrauten, sie in der Fremde bei Ihnen zu vertreten.“

„Aber Sie bleiben nur wenige Monate in Athen!“ fügte ich entschuldigend hinzu.

„Dennoch lange genug, um mich zu überzeugen, ob Sie wol aufgehoben sind, andernfalls“ — er nahm meine Hand und drückte sie beruhigend — „führe ich Sie wieder zu Ihren Freunden zurück, das verspreche ich Ihnen.“

Schon vor dem Anbruch des folgenden Tages pochte die Camariera an die Thür meiner Cabine mit der Nachricht, daß wir im Hafen Piräus eingelaufen seien. In großer Aufregung kleidete ich mich an und eilte auf das Deck. Da lagen im Morgengrauen die sanft geschwungenen Höhen vor mir, die die altberühmte Bucht umschließen. Dort aus dem Nebel des Meeres tauchte die Insel Salamis auf, und vor mir, durch das Gewühl von Schiffen und Masten, die den Hafen füllten, schimmerten die Häuser des Piräus.

Unten an der Schiffstreppe schaukelte eine hübsche Barke, den Sitz am Steuer mit bunfarbigem Teppich belegt, die uns ans Land bringen sollte. Auf spiegelheller Flut glitten wir bis zu dem breiten Landungsquai, wo die Equipage der Madame Rhodopis unserer harrend stand. Das Verdeck des Wagens war zurückgeschlagen, und ich freute mich dessen trotz der etwas empfindlichen Kühle des Morgens. Ich mochte nichts verlieren von dem Eindruck der ersten Fahrt auf hellenischem Boden. Dicht in meinen Mantel gehüllt, beobachtete ich bei anbrechendem Tage, wie die schönen Linien der Berge, die die attische Ebene einschließen, immer deutlicher hervortraten. Der Weg führte durch den Delwald, dessen älteste Bäume noch aus der perikleischen Zeit stammen sollen. Welch wunderbar phantastische Form hatten sie im Laufe der Jahrhunderte angenommen, die an ihnen vorübergerauscht waren, ohne den hohlen, verwitterten Stämmen die Lebenskraft nehmen zu können. Wo aber sind jene großen, edlen Menschen hin, deren Ruhm einst die Welt durchtönte, wo ihre bewundernswerthen Werke vollendeter Kunstschöne? Gleich einer Antwort auf diese stumme Frage stieg die Sonne über dem Hymettoß empor und grüßte wie in alter Zeit diesen den Göttern geweihten Felsen, die Akropolis mit ihren herrlichen Marmortempeln. Ach, die Herrlichkeit ist längst dahin, geborstene Mauern nur, zerstörte Giebel, gebrochene Säulen

ragen in den Aether, aber selbst im Vergehen zeugen diese Trümmer noch von der Meisterhand, die sie geschaffen. — Nur wenige Worte hatten wir während der Fahrt gewechselt, zu überwältigend strömten die Erinnerungen auf mich ein, und der Professor theilte diese Stimmung, obwol er nicht zum ersten Male den Weg zurücklegte. Jetzt wurde Athen sichtbar mit seinem Königsschloß auf die Stadt beherrschender Höhe. An der alten Gräberstraße vorbei, in der die Gebeine der großen Helden und Denker des Alterthums ruhen, bogen wir in die lange Hermesstraße ein, deren orientalischer Charakter, je mehr wir dem neuern Stadttheile uns näherten, in Wirklichkeit dem einer deutschen Residenzstadt gleich, wie es mir der Professor tröstend verkündet hatte. Erst die Palmengruppe vor dem königlichen Schloße, die Orangenhaine, die Lorbeer und Aloe der umgebenden Gärten erinnerten an die südliche Sonne, während die in ihren Nationaltrachten fremdartigen Gestalten der uns begegnenden Männer und Frauen dem Ganzen noch einen besonders malerischen Reiz verliehen.

In der Stadionstraße vor einem hübschen, dem königlichen Garten gegenüber liegenden Hause hielt der Wagen; wir waren zur Stelle. Der Professor wehrte dem in griechischer Nationaltracht gekleideten Diener, der sogleich dienstfertig herbeigeilt war, und half mir selbst beim Aussteigen.

„Leider,“ sagte er, „ist es zu früh noch, um mir die Möglichkeit zu gewähren, Sie persönlich den Damen Rhodopis zuführen zu können; darum jetzt nur noch einmal: Muth und Vertrauen, Vertrauen auf Gott und auf sich selbst, damit besiegt man zuletzt doch alle Widerwärtigkeiten des Lebens.“ Noch einmal drückte er warm und herzlich meine Hand; dann war er fort und ich allein, zum ersten Male, ganz allein in der Fremde. Bekommenen Herzens folgte ich dem Diener, der mich eine Treppe hinaufgeleitete und dann die Thür zu einem einfach möblirten aber freundlichen Zimmer öffnete: „Les appartements de Mademoiselle!“

Ich sah mich tief aufathmend rings um, ging aus dem Wohn- in das Schlafzimmer, dem ein von blüthenweißen duftigen Vorhängen umgebenes Bett etwas Anheimelndes verlieh, öffnete dann die Balkonthür und blickte mit stiller Andacht auf die Akropolis, die mir vom hellen Lichte der Morgen Sonne umflossen entgegenstrahlte.

Seitwärts von dem ehrwürdigen Felsen hoben sich aus dem Grün der königlichen Gärten die gewaltigen Säulen des olympischen Zeustempels, und weiter in der Ferne blaute das Meer, aus dem in Morgennebel gehüllt die Insel Megina in königlicher Annuth emporstieg. Ganz verunken in diesen Anblick hörte ich nicht, daß die Thür meines Zimmers geöffnet wurde und der Diener, der mich hinaufgeleitet hatte, meinen Koffer hineinschob. Erst auf seine in gebrochenem Französisch gehaltene Anrede wandte ich mich um. Er brachte mir die Aufforderung seiner Herrin, die mich zum Frühstück erwartete. So eilig ich vermochte, ordnete ich meine Toilette und folgte der Einladung. — Madame Rhodopis empfing mich in einem freundlichen, hellen Salon und stellte mir ihre beiden Töchter, meine künftigen Schülerinnen vor, zwei vollständig erwachsene und sehr schöne junge Damen. Besonders fesselnd war die Erscheinung der älteren Schwester, Agnisa. Ihre schwarzen, in südlichem Feuer strahlenden Augen hatten einen fast finstern Ausdruck, ihre Gesichtsfarbe war von jenem gelblichen Weiß, wie es der parische Marmor zeigt, die Züge zeigten jene edle Regelmäßigkeit, die etwas Herbes, Strenges verleiht. Aglaia dagegen, die jüngere, ähnelte in Erscheinung und Manieren durchaus den jungen Damen unserer Gesellschaft, nur die dunklere Farbe der Augen und des Teints verrieth die südliche Abstammung. Sie lehnte während des Frühstücks mit etwas blasirter Miene in ihrem Schaukelstuhl, spielte mit dem Fächer und überließ, wie auch ihre Schwester, die Kosten der Unterhaltung allein der Mutter, die in gutem Französisch sich nach den Erlebnissen meiner Reise erkundigte, den Professor einen werthen Freund ihres Hauses nannte und mich mit der zuvorkommenden Aufforderung entließ, die nächsten Tage ganz zu meiner Erholung anzuwenden, ehe ich mit dem Unterrichte beginne.

Oben in meinem Zimmer fand ich die französische Jungfer, die einzige weibliche Bedienung im Hause, die mir ihre Dienste beim Auspacken der Koffer anbot, was ich indessen dankend ablehnte, da ich daran gewöhnt sei, mir Alles selbst zu machen. Die Jungfer schien sehr zufrieden damit. Sie habe sehr viel zu thun, sagte sie, denn jetzt in der Faschingszeit seien die Damen täglich in Gesellschaft, brauchten täglich neue Toiletten. Sie hätte gern noch mehr erzählt, aber ich schnitt ihr Geplauder durch eine sehr ernste Aufforderung ab, in diesem Falle sich keine Minute unnützig aufzuhalten. Sie ging mit etwas verdrießlicher Miene, offenbar hatte sie mich zugänglicher zu finden gehofft. Ich aber machte mich eifrig an das Ordnen meiner Sachen, um nicht weiter darüber nachzudenken, daß der erste Eindruck, den ich von den Bewohnern dieses Hauses empfangen hatte, keineswegs so günstig war, als ich erwartet und gewünscht hatte. Aber Muth und Vertrauen! — Ich war entschlossen, es an Beidem nicht fehlen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Sammet und Seide im Mittelalter.

Von Eugen Kalesse-Breslau.

Erst wenige Jahrzehnte liegen hinter uns, seit denen wir Denkmäler der Kunst auch auf dem Gebiete der Weberei suchen und seit denen wir ihren alten reichen Ornamentenschatz für unser heutiges Kunstgewerbe ausplündern. Mit dem Auftauchen des Interesses und des Studiums der textilen Ueberbleibsel längst verflossener Jahrhunderte begann für die Webekünste der Gegenwart im Allgemeinen eine neue Aera. Es wurde eine Reorganisation in's Leben gerufen, die unbedingt mit der Wiederaufnahme alter Formen im gesammten heutigen Kunsthandwerk zusammenhängt. Wir haben uns nun daran gewöhnt, daß unsere Damenwelt die Toilette aus einer Menge solcher „antiker“ Stoffe zusammenstellt, wir sehen sie in Sammet- und Seidenroben mit den beliebtesten und vielgeehrten gepreßten Blüthenmustern, Motive, die der Fabrikant vielleicht einem verbliebenen Stuhlüberzuge aus dem XVI. Jahrhundert abgesehen hat. Auch die heutige Sommertoilette hat sich für diese Musterungen erwärmen können und die leichten minderwertigen Stoffe mit einem Dessin von bunten Blumen und Zweigen übersät, ein Muster, das allerdings den Renaissancecharakter verloren hat und in die Zeit von Puder und Perücke übergesteift ist. Nicht dürfen die sogenannten Renaissancemuster auf der von der Nadelnymph mit peinlicher Sorgfalt genau nach dem Moniteur zusammenconstruirten Sammettaile in schillerndem Modegrün fehlen, auch der Hals muß sich hinter eine alterthümliche Hülle verbergen: ihn umspielen in leichtem Gefältel bald breite Guipure-Spitzen nach Genueser oder Venediger Art, bald ein effectvoller Point d'Alençon oder Brüsseler Kante, auf die der stolz befederte Rembrandthut von weichem Seidenplüsch mit freundlichem Behagen herabsieht, als wollte er sagen: wir sahen uns doch vor zweihundertfünfzig Jahren auch schon einmal? Könnten die Alten aus den Rahmen ihrer Epitaphbilder herniedersteigen und ihren von so warmem Enthusiasmus begrüßten Geschmack in seinen neuen Ehren sehen, sie würden glauben, nur kurze Zeit verträumt zu haben und meinen, nicht gar zu fern von ihrem Zeitalter zu stehen.

Wir wollen jedoch durchaus nicht eifern gegen diese Vorliebe für all den alterthümlichen Krimskram, im Gegentheil, wir müssen leider zugestehen, daß unser Kunsthandwerk sich nur in den Sonnenstrahlen der Leistungen von ebendem erwärmt und Blüthen treibt, und daß uns in gewissem Grade das seine Gefühl und die göttliche Gabe der in allen Theilen von der herrschenden Stilgewalt durchdrungenen Empfindung, wie sie unsere alten Meister in sich trugen, nicht zu Theil geworden ist. Viel ist zwar schon gethan worden, um in uns den Sinn für die unvergleichlichen Schöpfungen jener Perioden zu wecken, uns das Stilgefühl einzupumpen, und herrliche Früchte haben diese Bemühungen getragen, jede Ausstellung hat sie als glückliche Errungenschaften gegenwärtigen Kunstfleißes aufzuweisen.

Die früher nur dem Kunstgelehrten geläufigen Muster sind, wie wir sehen, Gemeingut unserer Sammet- und Seidenfabriken geworden, Möbel- und Damenkleiderstoffe, rauschende Portièren, ja selbst die Tapeten unserer Zimmer athmen den Ornamentenschatz alter Gewebe; Architekten, Zeichner und Musterkünstler sind unaufhörlich damit beschäftigt, den unererschöpflichen Born aller der Musterungen unserer Vorzeit für die schnellarbeitende Maschine nachzubilden oder auch für andere Zwecke umzugestalten. Die Bewegung im Kunstgewerblichen Fortschritt hat sich auch der Schwesterkunst, der Weberei, der Stickerie, bemächtigt. Selbst die einfache Leinwand überdecken wie einst, als noch die Stickerie der Damen edelste Beschäftigung war, streng stilisirte mittelalterliche Blumen und Thiere oder den Manieren späterer Zeiten folgende lebendiges Tritonenwolke und Wappenthiere zwischen schwungvollen Renaissance-Arabesken in alter italienischer und spanischer Technik. Wir wollen es versuchen, unsern Lesern heute in leichtem Umriß die Geschichte der mittelalterlichen Gewebe und ihrer Musterungen zu skizziren und ein Bild alten Kunstfleißes auf einem seiner vielen Gebiete zu entrollen.

Als man aus den Sacristeien und Winkeln alter Kirchen die verschoffenen Fäden hervorzujuchen und mit Eifer ihre Ornamentik und Textur zu studiren begann, fand sich, daß die Webekunst im Verlauf von kaum einem Jahrtausend bereits mehrere Perioden einer glänzenden Entwicklung durchlaufen hatte, und daß in jedem dieser Abschnitte ein hoher Grad von technischer Vollkommenheit von unseren Vorfahren erreicht worden war. Diese Ueberreste waren aber auch in anderer Beziehung bald zu geschätztem Materiale geworden, denn sie boten zu Hunderten den Stoff, in welchem sich uralte Kunstformen unverfälscht, ohne von fremdem Einfluß erdrückt zu sein, bis in die spätesten Tage erhalten haben.

Römer und Griechen zehrten einst an jenen Ur-Kunstformen, sie gestalteten dieselben nach ihrer Auffassung um und verliehen ihnen jenen idealen Zug, der die Erinnerung an die Grundform bald schwinden ließ. Von Volk zu Volk wanderten diese Formen, hier um weiter fortgebildet zu werden, dort um aus ihrem ersten Wesen in die Rolle der Caricatur zu fallen. Drauflicher lassen sich all diese Vorgänge wol kaum markiren als im Verfolg der Geschichte des mittelalterlichen Gewebemusters, das, der schöpferischen Einbildungskraft des Orients entsprossen, zu den Culturvölkern des Westens sich auf Jahrhunderte hinübergeflüchtet hatte.

Da, wo jetzt aus dem Wüstenland Mesopotamiens nur noch zerfallene Stein- und Schuttmassen als sanfte Erhöhungen hervortreten, wo seit Kurzem wieder an's Tageslicht gezogene Steinkolosse mit dichten Keilschriften über die öde Fläche hervorragen, herrschte einst der Glanz eines Weltreichs; dort war die Heimath der Ornamentformen, mit denen wir heut noch unsere Bauten schmücken. Das persische Saffanidenreich, welches auf dem untergegangenen Babylon neuerstand, schuf darauf in seinem Ktesiphon an den Flüssen des Tigris eine zweite glänzende Culturstätte, in der ein künstlerisches Schaffen und Treiben begann, das sie bald zum märchenhaften Wunderlande des frühen Mittelalters machte.

Unter allen gewerblichen Künsten blühte hier besonders die Seidenweberei, deren Erzeugnisse schon damals einen Welt Ruf genossen. Die Perser besaßen ausgedehnte Fabriken, denen das Rohmaterial durch Innerasien von China zugeführt wurde und deren Fabrikate durch handelsreisiger Griechen Hände nach dem Westen wanderten, um an Kirche und Hof stete Ab-

nehmer zu finden. Kleine Fäden solcher sassanidischer Gewebe haben sich als hochgeschätzte Seltenheiten noch hie und da erhalten. Um theure Reliquien gehüllt, haben sie Jahrhunderte hindurch in den Kathedralen geschlummert. So fein ihre Textur sich zeigt, so originell sind auch ihre Musterungen. Ein Wirrwarr von recht abenteuerlich aussehenden Thiergehalten belebt den Gewebegrund oder sie sind in langen Reihen paarweise einander gegenüberstehend und sich immer wiederholend, gewöhnlich hellfarbig, eingewebt. Löwen, Adler, Strauße, Greifen, geflügelte Ungeheuer u. a. m., sind die am häufigsten wiederkehrenden Decorationsmotive. In dieser phantastischen Bestienwelt liegt aber etwas so eigenthümlich archaisches, daß es uns nicht schwer wird, in ihnen Bestandtheile der ältesten Kunstformen zu entdecken, wie sie vor tausend Jahren hier auf derselben Stelle, auf der wir jetzt die Saffanidengewebe entstehen sehen, das Regiment geführt haben. Aus dem alten Aegypten haben die sassanidischen Weber diese Thierwelt übernommen, und durch sie wurden die origi-

Farbenshimmer das Muster des golddurchwebten Gewebefonds. Die Kreise sind oft von ganz beträchtlicher Größe, so daß die Ornamentation imposant auf dem Stoff hervortritt. Nach diesen originellen Ornamenten benannte man auch die Stoffe und ein alter Schriftsteller, der Presbyter Anastasius Bibliothecarius († 886), welcher die Biographien der Päpste verfaßte, ist es besonders, dem wir einen großen Theil von Beschreibungen und Benennungen solcher Gewebe und Prachtstoffe verdanken. Er verzeichnete nämlich gewissenhaft die zahlreichen Schenkungen der Päpste an verschiedene Kirchen, die zum großen Theil aus kostbaren Stoffen für Cultgewänder und Ausschmückung des Altars bestanden. Im Anastasius lesen wir von „Löwen-, Elephanten-, Pfauen- und Straußenstoffen,“ von seidenen „Velen mit Adlern,“ dann auch nach den die Thiergehalten einschließenden Umfaltungen von „Gewändern mit Kreisen und Schilden.“ Aber neben der eben beschriebenen, von den Orientalen entlehnten heidnischen Verzierungsweise, welche sich, ohne weiteren Anstoß zu erregen, in das Christenthum hineinschlich und selbst beim Gottescult ohne Scheu geduldet wurde, sehen wir auch christliches Element walten; biblische Darstellungen auf Stoffen, welche wol in erster Linie für die Bekleidung des Priesters bei der heiligen Handlung und zur Ausstaffung des Altars bestimmt waren. Anastasius berichtet uns auch von solchen Geweben „mit Kreuzen“ oder ganzen biblischen Darstellungen, wie sie spärliche auf unsere Tage gekommene Reste uns noch vergegenwärtigen.

Von erstaunlicher Frische sind noch die Farben solcher Stoffstücke trotz ihres Alters von ohngefähr 800 Jahren, und wirkungsvoll ihre Zusammenstellung und Abstufungen. Unsern Leserinnen ist wol der berühmte byzantinische Purpur bekannt, einer der theuersten Stoffe des Mittelalters. Der kostbarste war der Kaiserpurpur, welchen zu tragen nur dem Kaiser zustand, gleich wie des Kaisers Privilegium war, mit Purpurdinte, der „heiligen Dinte“ (sacrum incaustum), zu schreiben. Die Ausfuhr des köstlichen Stoffes war streng verboten, doch hat manches Stück seinen Weg durch venetianische und jüdische Händler zu anderen Königshöfen gefunden. Für die Bezeichnung Purpur können wir nach mittelalterlichen Begriffen keine so enge Grenze ziehen, als wir es heut thun; man hielt damals alle die Farbentöne für Purpur, welche vom dunkelsten Violett bis zum zartesten Rosa reichten. Schon das Alterthum kannte mehrere Arten der Purpurfärberei und wußte 13 Töne dieser Farbe herzustellen. Byzanz hat die Kunst in's Mittelalter hineingerettet. Die Alten benutzten zur Erzeugung der Purpurfarbe zum Theil den Saft der Purpurschnecke, zum Theil einen anderen animalischen Stoff, die Kermeschildlaus, die sie aber für eine vegetabilische Substanz hielten und Scharlachbeere nannten. Ja selbst im Mittelalter, als man längst das nützliche Thierchen erkannt hatte, finden wir im Orient noch die Bezeichnung el-habb, d. h. die Beere. Das ganze Mittelalter hindurch verwandte man zur Herstellung von Purpur und rother Farbe für die Stofffärberei die Kermeschildlaus, die der Handel aus dem Orient brachte. Im XV. und XVI. Jahrhundert, als die Seidenwebereien in Ober-Italien zu hohem Aufschwung gekommen waren,

bezogen italienische Kaufleute den geschätzten Farbestoff auch aus Spanien und dem südlichen Frankreich, bis endlich die Cochenille nach der Entdeckung Amerikas die Kermes gänzlich verdrängte.

Doch es sei genug an diesen wenigen Bemerkungen, die uns von unserem Pfade etwas abgelockt haben.

Die kunsttunige Konstantinopel war nicht allein die Fabrikstätte aller der kostbaren Gewebe, sie war auch ein ganz bedeutender Stapelplatz für die prächtigen Stoffe des Orients und behauptete als solcher bis tief ins Mittelalter, als der Handel auch die italienischen Städte zu Reichthum und Macht emporgehoben hatte, immer noch eine hervorragende Stelle. Das kaiserliche Gynäceum konnte ja kaum den Bedarf an Luxusstoffen decken, und so finden wir schon im VII. und VIII. Jahrhundert die herrlichen Webeerzeugnisse von

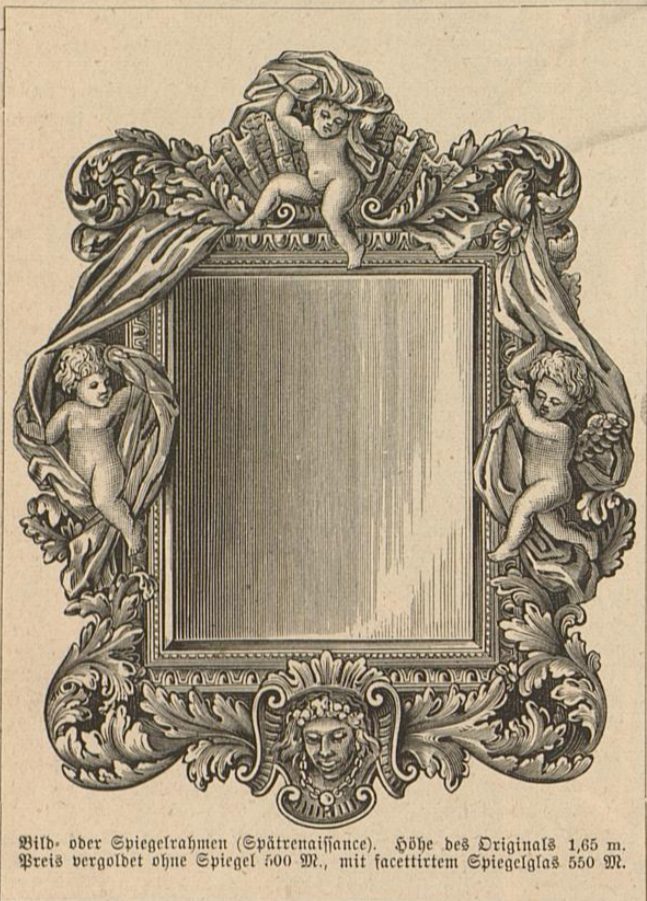
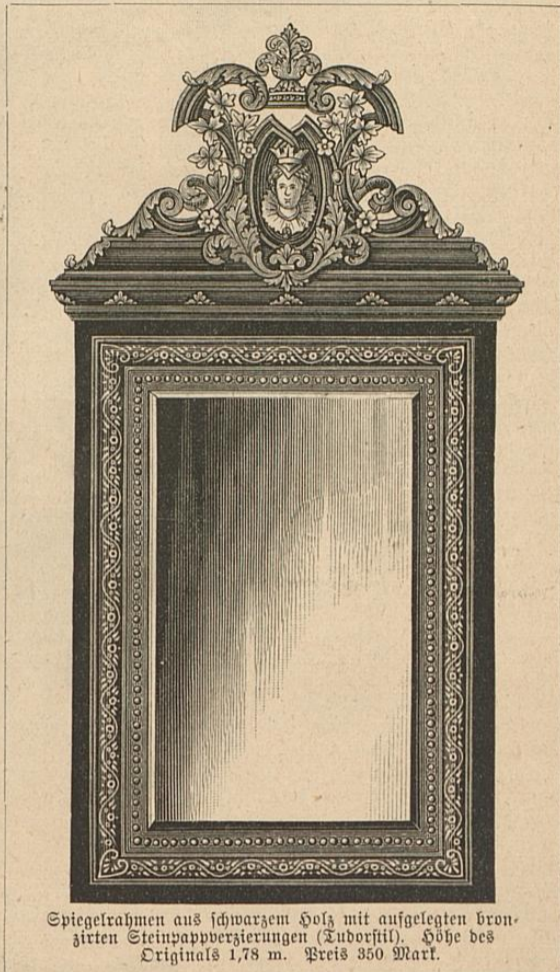


Bild- oder Spiegelrahmen (Spätrenaissance). Höhe des Originals 1,65 m. Preis vergoldet ohne Spiegel 500 M., mit facetirtem Spiegelglas 550 M.

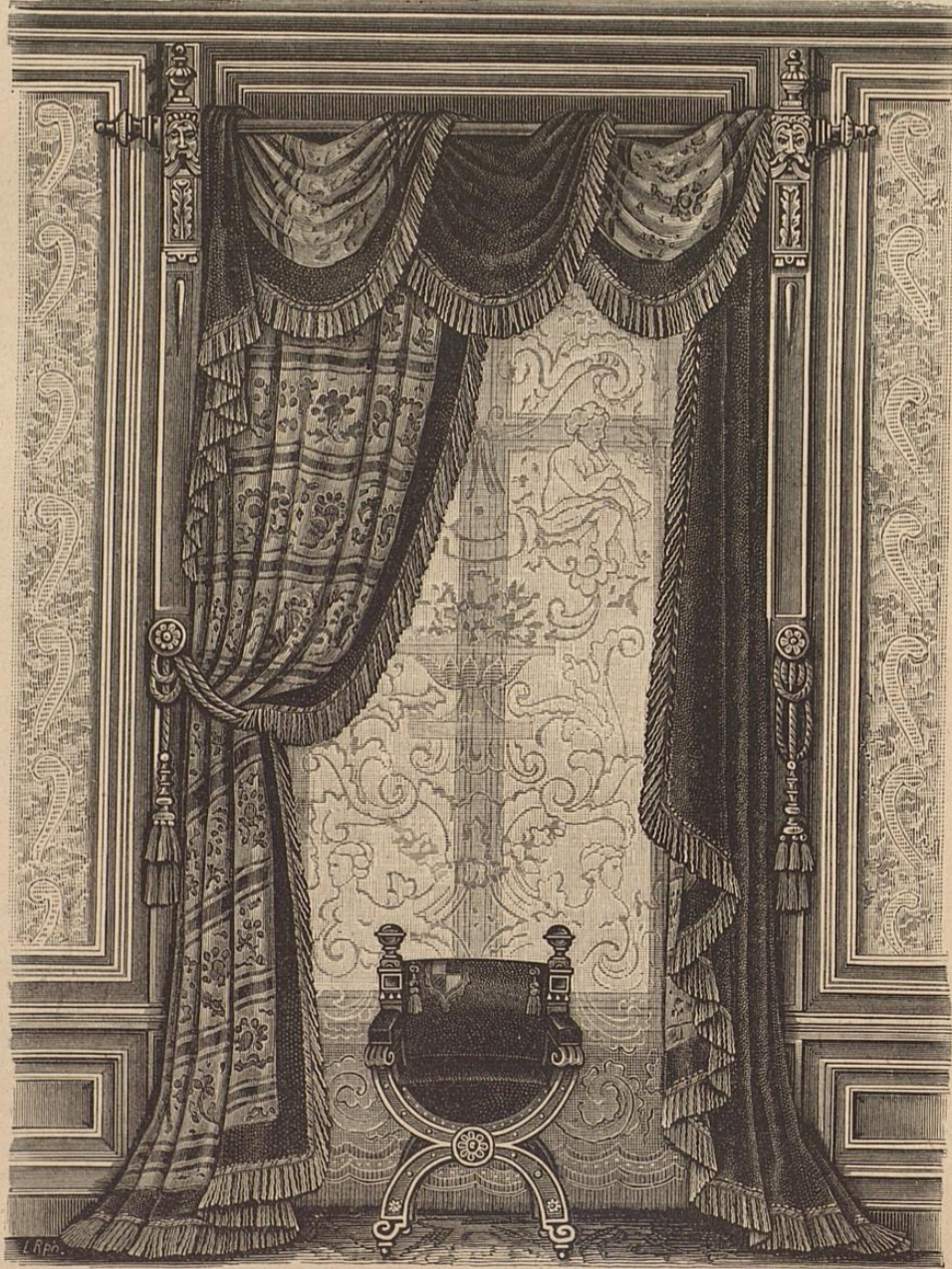


Spiegelrahmen aus schwarzem Holz mit aufgelegten bronzenen Steinappverzierungen (Kudorfstil). Höhe des Originals 1,78 m. Preis 350 Mark.

nellen Muster auf zwei Wegen nach dem Westen verpflanzt, um bis tief in das Mittelalter hinein als conventionelle Form des Gewebeornaments zu fungiren.

Bereits zu den Zeiten des Kaisers Theodosius am Ende des IV. Jahrhunderts, so berichten alte Autoren, soll die Kunst, Seidenstoffe herzustellen, im industriellen und kunstreichen Byzanz Aufnahme gefunden haben. Vielleicht war aber nur der Seidenhandel gemeint, den die Griechen mit dem Osten trieben, denn erst von Justinian im VI. Jahrhundert erfahren wir sicher, daß er die Seidenweberei in Europa eingeführt habe. Der Kaiser habe, so erzählt die Tradition, zwei Mönche beim Ausbruch der Perserriege in Verkleidung nach Indien geschickt, welche heimlich die Eier der Seidenraupe nach der griechischen Hauptstadt brachten. Im kaiserlichen Gynäceum entstand dann die berühmteste Seidenfabrik des damaligen Abendlandes.

Die Periode, die nun in's Leben zu treten begann, war die erste in der Geschichte der Seidenweberei in Europa, sie reicht ohngefähr bis zum XII. Jahrhundert und trägt den Namen: die byzantinische. Die Griechen brachten bald die Kunst in die Höhe, waren aber nicht im Stande, das Rohmaterial auf eigenem Boden in dem Maße zu gewinnen, als sie es verarbeiteten, und so mußte der Orient wieder sein reiches Füllhorn aufstun und die junge abendländische Industrie mit dem nöthigen Materiale speisen. Der Handel brachte das Hochgepinnst aus dem fernsten Osten Asiens. Von der blauen Dynastie verhandelten es inmerasiatische Völker westwärts und von den Persern größtentheils ging es dann zur Pontusstadt. Die Seide war es jedoch nicht allein, die vom Osten kam, auch das Ornament des Gewebes ward aufgenommen; die altorientalischen Thiergehalten wurden von den sassanidischen Webern entlehnt und ihnen byzantinisches Gepräge aufgedrückt. Wieder finden wir die phantastischen und fabulösen Thiergehalten, eingeschlossen von kreisförmigen oder schildförmigen Umrahmungen von allerhand wunderlichem Pflanzenornament und Kantenwerk. Geflügelte Leoparden, die Zunge lechzend ausstreckend, auf den Hinterpranken stehende Löwen mit rückwärts gewendeten Köpfen, doppelföpfige Adler und eigenthümlich primitiv construirtes Gebügel bilden in buntem



Portiere aus Plüsch und türkischem Stoff.

Aniiochia, Damascus und Alexandria, Städte, welche die ausgedehntesten Manufacturen besaßen, auf dem Markt der griechischen Hauptstadt. Alexandria, außerdem einer der wichtigsten Knotenpunkte für den damaligen commerciellen Verkehr mit der Levante, war am ehesten geeignet, seine berühmten Brocat- und Seidenstoffe in den Handel zu bringen, und so kam es, daß die Fabriken der Stadt zeitig eine ungewöhnliche Ausdehnung annahmen. Neben den alexandrinischen standen in hohem Ruf die syrischen Webereien. Das Exportgeschäft betrieben Griechen, phöniciische und syrische Juden und auch schon Italiener, die später die Herren des Küstenlandes der drei Erdtheile wurden.

Wir werden gewiß fragen: wohin kamen alle diese prächtigen und kostspieligen Stoffe? Zunächst war es die Kirche, welche für die Ausstattung des Gotteshauses, der Basiliken, für den Altar und für die priesterlichen Cultgewänder eine erhebliche Anzahl von Luxusgeweben erforderte, und der, wie es die Sitte mit sich brachte, eine Menge derselben als Stiftungen und Schenkungen von frommen Gebern zuflossen. Die großen Altarnischen oder Apsiden der Basiliken bekleidete man, wenn nicht gerade musivischer Schmuck in buntem und goldigem Schimmer die Wandflächen wiederstrahlen ließ, mit kostbaren Behängen; eben solchen Schmuck erhielt das Sanctuarium (Altarraum), dann die dasselbe abschließende Brüstung, der Sitz des Bischofs; ferner selbst die Säulen, Thüren und Wände. Die freistehenden Altäre mit ihrem in jener Zeit eigenthümlichen Ueberbau (ciborium), einem auf vier Säulen ruhenden Baldachin, wurden an allen Seiten von herabhängenden, aus schweren Prachtstoffen gefertigten Vorhängen verschlossen, um den Priester bei der heiligen Handlung den Augen der neugierigen Menge zu entziehen. Dann war noch für die Bekleidung der Priester selbst zu sorgen, die eine große Zahl von Gewändern erforderlich machte, welche der gebotene Farbenwechsel an den verschiedenen Festtagen im Gefolge hatte. Ein anderes weites Abzweigen eröffnete die Tracht und der Luxus an den Höfen, wo besonders nach den kreuzzigen Gefallen und Interesse für bunte Pracht, mit welcher sich orientalische Fürsten umgaben, erwacht war; Könige und Fürsten beizentten sich gegenseitig mit den kostbaren Geweben.

(Schluß folgt.)

M o s i k .

Ein Herbstbild. „Es wird kalt in den Zimmern, wir werden bald mit dem Heizen beginnen müssen!“ sagte die Baronin leise aufseufzend und zog fröstelnd ihren Shawl über dem abgetragenen Seidenkleide zusammen. Baroness Aline seufzte gleichfalls und nickte trüblich ihrem Spiegelbilde zu, während sie ihr schwarzes Haar zu einem griechischen Knoten aufsteckte und prüfend einige dunkle Rosen daran hielt. „Soll ich sie nehmen, Mama?“

„Nein. Sie sind nicht silblich genug — und zu frischfarbig für Dich. Nimm eine der weißen Kamelien aus dem Bouquet des Herrn von Geier... Und lege dann ein wenig Roth auf, Aline — ich bitte Dich! Du wirst sonst wie ein Geipstl aussehen bei den Meerheims. Man muß sich eben in Deinen Jahren mit gewissen kosmetischen Hilfsmitteln befremden.“

Baroness Aline antwortete nicht. Sie betrachtete ihr Antlitz im Spiegel, ernst und genau, Zug um Zug — und berührte es hier und da gewohnheitsmäßig mit der Puderquaste, an den Schläfen, um Augen und Lippen — überall da, wo Schatten lagen. Herbstschatten!... Sie sprach es unbewußt laut vor sich hin, und der seine Mund mit den leicht abwärts gekentkten Winkeln nahm einen herben Ausdruck an. Herbstschatten! Hier war auch der Sommer vorüber, in diesem blaffen, vornehmen Mädchengesicht — aber ihm gestattete man keinen Herbst, kein stilles, klares, friedliches Verlassen; es mußte fortfahren, „Sommer“ zu heucheln, mußte künstliche Rosen zur Schau tragen und den unechten Sonnenschein eines Lächelns, von welchem die Seele nichts wußte — es hatte noch eine „Mission“ zu erfüllen, bevor der erste, leise Reif sich über die Lande legte — und über das glänzend schwarze Haar der Baroness Aline...

„Du träumst wieder,“ sagte die Baronin-Mutter mit ihrer bannen, vorwurfsvollen Stimme. „Deine alten Prinzenträume! So verträumtest Du alle Chancen Deines Lebens und wirst es bei dieser letzten ebenso machen. Es ist wie ein Verhängniß!“

Das Bild der „letzten Chance“ stieg vor dem Geiste des Mädchens auf. Es schaute sie mit blasirtem Lächeln und erschlenen, lebensmüden Augen aus einem vertrockneten Race-Gesicht an, dessen Ranzeln übertrücht, dessen Lippen gefärbt waren. Diese „Chance“ nannte sich Herr von Geier, und — es war die letzte!... Baroness Aline erhob sich zusammenschauernd von ihrem Platz vor dem Toilettenpiegel, um das Reigoirt mit der jasminweißen Crepe-Robe zu vertauschen, welche neu angeschafft, aber noch unbezahlt war — und zur „Mission“ gehörte. Sie war ihre eigene Kammerjungfer — wenigstens heute noch. Während sie langsam Stück um Stück anlegte, versank vor ihrem Blick die Gegenwart, und das Bineta einer verjunkten Welt erlitzte aus dem Meer der Erinnerung. Comtesse Aline hatte ihren Frühling, ihren Sommer gehabt wie die welken Blumen draußen, aber der goldene Trug war allzubald erschollen, und nun schlang der Herbst seine Nebelschleier um das schmerzende, zuckende Herz, welches noch nicht vergessen konnte... Er, der Gott jenes verjunkten Paradieses, trug heute eine Krone. Und sie — sie war — am Wege verblüht — sie zierete ihr schwarzes Haar mit den Blumen aus dem Bouquet des Herrn von Geier — und presste die Lippen aufeinander, um nicht zu stöhnen, so marterte sie die Erinnerung, der Anblick ihres statuenhaften, mit falschen Rosen geschmückten Gesichts, der aus tausend Atomen zusammengesetzte Duft der Puderböschchen und Parfüms auf dem Toiletentisch, das Seufzen des Herbstwindes draußen — alles, alles!

„Du siehst gut aus, Aline,“ sagte die Baronin-Mutter, näher tretend. „So gut, als man mit dreißig Jahren aussehen kann. Und es könnte diesen Abend alles in Nichtigkeit kommen, wenn Du wolktest. Aber — Du willst es nicht. Ich weiß schon, wie es kommen wird... Ueber ein kleines, so sind wir verweht wie die herbstlichen Baumbblätter dort unten. In derselben Gesellschaft, deren Königin Du noch heute bist, wird man dann mitleidig die Achseln über Dich zucken: Baroness Aline? Ja, sie war einmal schön — und hatte das zweifelhafte Glück, für kurze Zeit die Angebetete eines „echten“ Prinzen zu sein. Schade, daß verglichen sich im Leben weniger gut ausnimmt, als im Märchen — und gewöhnlich auch anders ausgeht. Das Jhüll währte kaum ein Jahr, und nun — ja, man weiß nicht recht, was aus dem Mädchen geworden ist. Eine annehmbare Partie hat sich ihr wol danach nicht mehr geboten, sonst hätte sie sich nicht so brüskt aus unserm Kreise zurückgezogen... Meinst Du nicht, daß sie ähnlich reden werden, liebe Aline, zumal an den Montagen der Meerheims, wo alles durch die Zähne gezogen wird, beim Thee und Carol?“

Die Baroness athmete heftig — aber sie erwiderte kein Wort. Sie blickte in den Abend hinaus. Es wurde jetzt schon so früh dunkel, der Winter stand vor der Thür — die Zeit, „wo alle Glücklichen daheim sind und sich am Feuer freuen, daß sie glücklich sein dürfen,“ wie Emile Vacano sagt. Die Zeit, wo man mehr als je die Hand im Portemonnaie haben muß, wo Holz- und Kostenrechnungen einlaufen, und die Lampen fast ununterbrochen brennen!

Die Armuth mit hochtönendem Namen, die Armuth, welche in Seide unter Kronleuchtern einhergeht, ist eine andere als jene, die sich in Lumpen auf Kirchentritten präsentirt. Sie ist um vieles schwerer, bitterer, martender, denn sie darf ihre Hand nicht ausstrecken, ihr Antlitz nicht zeigen, und ihr ist nicht mit einem Teller warmer Suppe geholfen!...

„Beile Dich, Aline,“ begann die vorwurfsvolle Stimme wieder. „Du weißt, daß der Wagen für neun Uhr bestellt ist. Im Uebrigen will ich Dich nun Deinen eigenen Weg gehen lassen. Es beliebt Dir nicht, den Strauß des Herrn von Geier zu nehmen! Gut. Du magst ihm die für heute Abend erbetene Unterredung nicht gewähren! Auch gut. Du gibst lieber Licht und Wärme und allen Comfort des Lebens hin als Deine Prinzenträume. Ich bin es zufrieden.“

Comtesse Aline sah sich mit einem hilflosen Blick um in dem Gemach, worin alles sadenscheinig, aufgebraucht und verblaßt erschien außer dem starkduftenden, frischfarbigen Nonfretbouquet des Herrn von Geier, welches aus reicher Blondenumrahmung zu ihr aufschälte wie eine märchenhafte Rettungs-Verheißung — und streckte dann entschlossen die Hand danach aus. Ihre Augen funkelten auf wie Stahllingeln, und die feinen Falten zu beiden Seiten des Mundes vertieften sich noch, als sie mit kalter, klarer Stimme sagte: „Sei ruhig, Mama. Ich nehme die Blumen. Herr von Geier soll seine Unterredung haben.“

„Du wolktest —?“

„Thun, was des Herbstes ist: meines Herzens Blüten begraben, seine Sommerträume — und müthig über welke Blätter fort in den Winter hinüberzusehnen — das will ich. Aber sprich nicht mit mir von diesem — Begräbniß... Soeben schlägt es neun Uhr. Ich höre den Wagen.“

Reise-Erinnerungen und Betrachtungen. Es war ganz zufällig, daß wir nach den Parfjal-Patronat-Vorstellungen Ende Juli nach Nürnberg gingen, um die Ausstellung zu sehen, und dennoch gab diese kleine Fahrt Anlaß zu den ernstesten, mit jenen Vorstellungen innig verbundenen Betrachtungen. Wir kannten Nürnberg noch gar nicht, diese herrliche alterthümliche Stadt, die in ihrer Geschichte wie in ihren Gebäuden die schönste Zeit des deutschen Bürgerthums darstellt, als Reichthum, Macht, Kunst und Handel in den freien Reichsstädten eine glänzende Stätte fanden. Die herrlichen Kirchen, die ganz wunderschönen Arbeiten Bischofs und die alterthümlichen, von Epheu bewachsenen Mauern erweckten in uns plötzlich die Erinnerung an „Parfjal“; wir dachten daran, wie es sich wol ausnehmen würde, wenn heute irgendwo ein ganzer Stadttheil, Kirchen und Häuser, nach den Mustern der ältesten und schönsten Nürnberg angelegt würden, wie verwundert die Leute dreinschaun würden, die in solchen Gebäuden wohnen sollten, und wie sie fragen würden, ob denn solch eine vollständige Wiederaufnahme alter Formen nicht der ganzen Culturentwicklung widerspräche; solche alte Formen sind vereinzelt nicht denkbar, die ganze Tracht, die Einrichtung des Hauses, die ganze Lebensweise und die gesellschaftlichen Gebräuche ihrer Zeit hängen mit ihnen unzertrennlich zusammen; die Einführung der äußerlichen Formen vereinzelt kann allenfalls durch eine vorübergehende und gar nicht zu verwerfende Mode bewirkt werden, in alterthümlicher Liebhaberei eine zeitweilige Pflege finden, ja sogar auf die Gesichtsrichtung läuternd einwirken, nicht aber in der Lebensweise dauernden Halt gewinnen. Und die Einführung des Ganzen in seinem früheren Zusammenhange ist einfach eine Unmöglichkeit. Sprache, Gewohnheiten, sittliche Anschauungen sind nicht mehr dieselben, und die Neugierlichkeiten vorzuführen, während der innere geistige Hebel nicht mehr zu erneuen ist, wäre eine lächerliche Komödie. Wenn man die hier dargelegten Anschauungen weiter ausdehnen will, so wird man finden, daß die Wiederbelebung alter religiöser Mythen ihre Vorführung auf dem Theater unstrittig eine gewisse Berechtigung beanspruchen, ja daß sie einen günstigen Einfluß auf den Kunstgeschmack üben könne. Die Idee jedoch, durch dergleichen theatralische Vorführungen auch religiöses Gefühl zu geben, d. h. dem Theater wieder die Bedeutung der Zeit gewinnen zu wollen, als es nur geistliche Spiele bot, kann nur aus einem gänzlichen Verkennen der Culturentwicklung entstanden sein und nur Verwirrung hervorrufen. In die ehemalige „naive“ Weltanschauung kann man sich ebensowenig durch Formen hineinzwängen, als man eine erwachsene junge Dame zum Kinde macht, wenn man sie kurze Kleider und Höschen tragen läßt. Die wahre Religiosität ist die, welche trotz aller Fortschritte der Naturwissenschaften doch an ein Höchtes, Bestes, Unausprechliches glaubt, nicht die, welche aus der Zeit zu allem, mittelalterlichem, mystischem Sagenthume flüchtet. Der wahrhaft fromme Mensch bekundet seine Gesinnungen in der thätigen Nächstenliebe und nicht in unthätigem entsetzendem Abwenden von der Welt. So kamen wir denn unwillkürlich von der Betrachtung der herrlichen altdeutschen Bauten auf die Betrachtung der Idee, welche dem „Parfjal“ zu Grunde liegt. Sie will im allermodernsten theatralischen Gewande, mit wandelnden Decorationen, glänzenden Costümen, magischen Beleuchtungseffekten und sehr weltlichen Beigaben die religiösen Mythen des Mittelalters vorführen und den Glauben an dieselben im Hörer und Zuschauer erwecken. Wir wollen nicht bestreiten, daß in mancher erhabenen Phantastie durch die großartige Entfaltung sinnverrückender Mittel diese Mythos-Gläubigkeit entstehen könne; wir wollen nur behaupten, daß diese fromme Theater-Entscheidung ganz weit entfernt ist von der wahrhaft christlichen evangelischen Frömmigkeit. Dies unser Urtheil trifft durchaus nicht die Composition, welche, wie ja alle Schöpfungen Wagner's, herrliche Stellen bietet, wenn auch nicht in so reichem Maße wie der „Ring des Nibelungen,“ die „Meisterfänger“ und „Lohengrin.“

Die freundliche Leerin, der etwa Dies oder Jenes in unseren Betrachtungen über das Wiederbeleben mittelalterlicher Glaubensrichtungen nicht ganz klar sein sollte, möge nicht vergessen, wenn sie einmal nach München kommt, in die Abtheilung des Nationalmuseums zu gehen, in welcher sich die alten Grabmäler und Altäre aus dem 15. Jahrhundert befinden. Dort mag sie den Ausdruck der Gesichter betrachten, besonders in einer Holzschnitzarbeit „Der Tod Mariä“ aus der Kirche von Ingolstadt: dann wird sie noch besser als durch unsere Darlegung begreifen lernen, daß die Zeit, in welcher solche Bilder entstanden, in unserer Kulturperiode nicht mehr aus dem Innern geschaffen werden kann; zu jenen Bildern waren die Vorbilder vorhanden in dem Volk; sie jetzt wieder in derselben Weise herzustellen, ist eine Selbsttäuschung oder eine Lüge. Auch zu dem „Parfjal“ des 13. Jahrhunderts hat das damalige Leben phantastische Modelle genug geboten — unsere Zeit bietet ihm nur tüchtige Sänger und Theaterregisseure und Costümschneider. Unsere Zeit besitzt überdies noch religiöses Gefühl genug, um einer Anregung durch das Theater entzathen zu können. Sollte aber der Kunstfreund, neben der Kirche, durchaus auch von der Kunst noch religiöse Einwirkung beanspruchen, so sind da die herrlichen Meisterwerke Bach's, Händel's und Beethoven's, die auf fromme Gemüther ihre Wirkung nie verfehlen. Sie werden auch ihm geben, was er braucht!

Musikalische Universal-Bibliothek. Das Bedürfnis des musikalischen Publicums, die besseren und besten Erzeugnisse vom Felde der Tonkunst um ein so Billiges erwerben zu können, daß auch der unbemittelte Musikfreund von ihrem Besitz nicht ausgeschlossen bleibe, besteht schon lange. Ist ist versucht, dasselbe zu befriedigen und manche schöne billige Ausgabe klaffischer wie moberner Werke ist das erfreuliche Resultat dieser dankenswerthen Bemühung; völlig genügt scheint uns jenem Bedürfnis aber erst in neuester Zeit durch ein Unternehmen, das, auf anderem Gebiet nur etwa der verdienten jogenannten Neclam'schen Universalbibliothek vergleichbar, die Klassiker der Tonkunst, Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Weber, Chopin, dann aber auch vieler, zumal gute Volkslieder, nationale Hymnen, Länze, Märche u. s. w. nach verständiger Auswahl und in gutem Arrangement um den unerhört billigen Preis von 20 Pfennigen für jede einzelne Nummer, gleichviel ob dünn oder stark, dem musikalischen Publicum darbietet. Es ist dies die in Leipzig erscheinende „Musikalische Universal-Bibliothek“ (Verlag der musikalischen Universal-Bibliothek — R. Schmidt —; Depot bei Franz Wagner in Leipzig, Königstraße 3). Der Vorzug derselben vor anderen ebenfalls billigen Musikausgaben besteht, abgesehen von dem sehr reichhaltigen Programm, einer lobenswerthen Auswahl, elegantem Erterior und sehr lesbarer Noten- und Textschrift, vor allem darin, daß hier nicht wie anderwärts der Musikfreund ganze Sammlungen nehmen muß, um ein gewünschtes Stück zu besitzen, sondern die dem Geschmack wie dem technischen Können entsprechenden Pöcen einzeln auswählen und, um den erwähnten wunderbar billigen Preis von 20 Pf. die Nummer, zu einer Lieblings-Sammlung zusammenstellen

kann — womit denn in der That jenem weitverbreiteten Bedürfnis Abhilfe geschaffen ist. Erschienen sind bis jetzt 84 Nummern, unter ihnen nicht bloß Bekanntes, sondern auch manches in der Masse von Neu-Erscheinungen lange Verschwundenes, mit Unrecht Vergessenes — eine Neubelebung, die mit Dank anerkannt werden muß. Ausführliche Verzeichnisse liefert jede Buch- und Musikalienhandlung; wir empfehlen, sich solche anzusehen, um ein eigenes Urtheil über das bedeutsame Unternehmen zu gewinnen.

Unsere Illustrationen.

„Carolina“ von Karl Vegas (s. d. Illustration). Von den vier Söhnen des gefeierten und um die Kunst der Malerei hochverdienten Meisters Karl Vegas (gest. 1854) sind bekanntlich zwei, Oskar und Alalbert, auf der Künstlerbahn des Vaters einhergeschritten und gleich ihm zur Meisterhaft im Reich der Farbe gelangt, während die beiden übrigen, Reinhold und Karl, sich der Plastik zuwandten. Auf diesem Gebiet hat seit den letzten fünf- und zwanzig Jahren ersterer eine Reihe von Werken hoher Vollendung geschaffen: es genügt auf einige von ihnen, die Schillerstatue vor dem Schauspielhause, den herrlichen „Mercur, der die Psyche entführt“ in der National-Gallerie, die meisterhafte Porträtbüste des Grafen Moltke (bekannt durch die Ausstellung von 1879) zu erinnern. Sein um achtzehn Jahre jüngerer und jüngster Bruder Karl strebt gleichfalls nach dem Vorber, der Reinhold's Schläfe so reich umkränzt. Schon sind treffliche Werke, namentlich geistvoll erfasste und in eigenartiger Technik ausgeführte Porträtbüsten, zumeist während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Rom, unter seinem Meißel hervorgegangen, und auch nach seiner Rückkehr ins Vaterland hat seine Künstlerhand nicht gerastet. Davon zeugt die reizende Gruppe der „Geishwiter“ (1878), davon das treffliche Modell einer „Victoria“ für die Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses, Werke, die für die Zukunft und weitere Entwicklung des Künstlers die höchsten Erwartungen erwecken. Die hier reproducirte Büste, von dem Meister selbst mit „Carolina“ bezeichnet, ist das Porträt einer Römerin, die Vegas während seines Aufenthaltes in Italien selbst kennen lernte, und eines seiner jüngsten Werke.

Auf dem Heiligen See. (S. die Illustration.) Sommerliche Stille liegt über Garten und Wiesen, über Land und See, und die hohen Bäume und das prangende Königschloß am blumengeschmückten Ufer spiegeln sich in der ruhenden Fluth des Heiligen Sees. Da gleitet eine schöne Barke unter rhythmischem Ruder Schlag stolz daher; im leichten Luftzuge weht am Flaggenstock in der Spitze des Bootes die deutsche Kaiserstandarte, am Spiegel der preussischen Adler; am Steuer aber sitzt der junge Hohenzollern-Prinz, der sein junges Eheglück in den Prachträumen des „Marmopalais“ wie auf den seinen Fuß umspülenden Wogen des „Heiligen Sees“ zu genießen liebt; und ihm gegenüber, in leichter grazioser Sommertracht, die liebevolle junge Gattin, das schöne Auge voll Bärtlichkeit auf den theuren Mann gerichtet, der das Steuer so ruhig und sicher lenkt und ihr so innig zulächelt. — Wehet linde, ihr Lüfte, und, ihr Wogen — schaukelt sanft die stolze Barke! In friedvoll stiller Stunde trägt ihr den künftigen Cäsar und „sein Glück!“

Die Mode.

Die Mode hat immer noch nicht ihr letztes Wort bezüglich neuer Stoffe und neuer Arrangements für die Herbstsaison gesprochen. Ohne Widerruf für die bisherigen Erscheinungen vollzieht sich täglich ein Wechsel, und sind auch die neu erscheinenden Gestaltungen den bereits vorhandenen Typen verwandt, so documentiren sie doch wiederum so viel Verschiedenheit, daß ihrer Erwähnung gethan werden muß.

Mit besonderer Vorliebe variiert die Mode das Thema der Verschmäuerung. Sind derartig ausgestattete Confections auch als durchaus fashionable zu bezeichnen, so dürften sie freilich nicht jedem Budget bequem sein, zumal die soufarzten Gegenstände ziemlich hoch im Preise stehen. Inbezug der Begriff dieser modischen Neuheit ist definbar und ausgiebig und die Mode selbst sorgt für die möglichste Ausnützung derselben. Sie beschränkt sich nicht auf die Stickerei mit schmaler, flacher und vierkantiger Soutache, Atlasbiese und dergl., auch die Hohlstickerei und namentlich die Treffen in verschiedener Breite werden mit vorzüglichem Erfolg verwendet, und ein Costüm mit diesem Material ausgestattet gilt fast für noch fashionabler, als ein mit Soutachestickerei garnirtes Kleid. Zudem ist jede Dame im Stande, einen solchen Anzug ohne bedeutende Kosten und viele Mühe selbst zu garniren, da die Treffen ihrer Breite wegen nur in geraden oder doch nur wenig geschwungenen Linien aufgesetzt werden dürfen.

Ein besonders hübsches Arrangement veranschaulicht Abb. 1. Das Original von schwarzem Kaschmir ist auf der vorderen und den Seitenbahnen des Rockes mit einem hohen, in Faltalten geordneten Volant von gleichem Stoff garnirt, welchem in den Zwischenräumen schwarze wollene Mohairtreffe aufgesetzt ist, die man am unteren Rande je 10 Cent. hoch ausgefranzt hat. Die Tunita und die Taille sind mit schmalerer Treffe garnirt; an letzterer bildet sie im Verein mit wolklenen Knebeln eine Plastron ähnliche Garnitur. Um auch in anderer Weise dieser momentan herrschenden Richtung gerecht zu werden, hat die Mode abgepaßte Stoffe in den Handel gebracht, an welchen die Verschmäuerungen und Treffen durch Genebe und Farbe imitirt sind. Vorzugsweise sind es leichte Flanelle und Damentuche, welche dieses Genre repräsentiren und zu höchst effectvoller Wirkung mit dem wieder dominirenden Sammet zusammengestellt werden. Wir haben derartige Stoffe und Costüme in den Farben Braun, Olive und Blau, im Mode-Bazar Gerson, wofolbst sie zu dem Preise von 10 M. per Meter (doppelte Breite) vorrätzig sind. An einer Seite des 120 Cent. breiten Stoffes befindet sich die eine Treffe in hellerer Nuance imitirend



1.



Bordüre, welche als Abschluß der Tunika, als Bolant, als Plastron-einfaß oder Revers für die Taille und Kermel oder sonst beliebig verwendet wird. In dem Original Abb. 2 war der Rock von blauem Atlas, während die kurze drapirte Tunika und die knappe, mit Fischbein versehene Hüftentaille von abgepaßtem Stoff hergerichtet waren. Besonders auffällig an letzterer sind die kurzen Ähseln und die hochstehend und kraus eingesetzten Ärmel, welche sich immer noch eines Erfolges erfreuen, ohne doch gerade kleidsam zu sein. Gut gewachsenen Figuren, mit stark abfallenden Schultern dürften wir wol empfehlen, bei dazu vorhandener Neigung, diese Mode mitzumachen; da sie aber nicht obligatorisch ist, so sagen wir: chacun à son goût und bitten die hochschulterigen Damen, diese kleine Modecaprice zu Gunsten ihrer selbst mit Würde zu ignorieren.

Es steht mit diesen „spanischen Ärmeln“ genau so wie mit dem „vertugadin.“ Er kleidet auch nicht jede Figur. Ein prüfender Blick in den Spiegel wird bald erkennen lassen, ob das

genügende Ebenmaß der Figur vorhanden ist, um die kurze knappe Hüftentaille mit dem zierlichen, kraus angelegten, mit Seidenstoff anzulegen oder nicht (s. Abb. 3). Besonders gut eignet sich diese Garnitur für Gesellschaftstoiletten, wie ich eine solche aus dem Atelier von Worth sah, die aus wasserblauem Atlas und mattblauer faille mit bunten eingewebten Netzen hergestelt war. Eine köstliche Toilette! Dazu ein Strauß bunter Nelken an der linken Seite des edigen Ausschnittes, ein Tuff bunter Nelken für das Haar, das jetzt meist hoch frisiert getragen wird und den Nacken frei läßt.

Gesellschaftstoiletten stehen freilich momentan noch nicht zur Discussion. Vorerst verlangen Theater und Concerte, ihre Vorläufer, ihr Recht, und ihrer gedente ich also zunächst. Für die Röcke dieser ebenso eleganten, wie vornehm wirkenden Toiletten bevorzugt die Mode neben dem immer noch beliebten satin merveilleux die faille und als haute nouveauté den Reps ottoman und den einfarbigen Damast mit schönem blumenreichen Dessin. Auch der Reps ottoman ist mit Blumen Dessin, sowie mit Plüsch-Pompons im Gewebe vorhanden. Zu den Taillen verwendet man den glatten echten Sammet, dann auch einen neuen gemusterten Sammet, der als solcher in erhabenen Dessinfiguren sich von einem abstechenden Satinfond abhebt und in zwei Nüancen einer Schattirung wie: Bronzebraun, Rothbraun, Olive, Roth etc. gewebt wird. Bisweilen sind die Dessinfiguren hell und der Fond dunkel, meist aber ist der Fond heller und die Sammetfigur dunkler. Derartige Taillen werden auch zu einfacheren Röcken getragen und vermittelt eine Garnitur vom Stoff der Taille die Zusammengehörigkeit beider Kleidungsstücke. (Bezugsquelle: Lissauer, Jägerstr. 23.)

Als Kopfbedeckung für die abendlichen Wege zu Concert und Theater seien die hübschen und graziosen Theater-Capoten in Erinnerung gebracht. Weichschmiegesames Material, wie surah, satin merveilleux, Chenillestoff, selbst weicher Kaschmir geben im Verein mit blonden, spitzen, Band und einem kleinen Blumentuff ein reizendes Ensemble. Bisher konnte man für die Form eines solchen Kleidungsstückes keinen bestimmten Namen ausfindig machen, denn Shawl, Tuch, Echarpe, Mantille, Haubenform, alles diente eben willig dieser Modelaune. Jetzt muß der früher so beliebte „Vaschit“ von Neuem das Register bereichern, wie die Abb. 4 lehrt; von surah und Blonde hergestelt, das eine Ende mit einem Blüthenzweig gehalten, bildet er den vornehmsten Repräsentanten seiner Genossenschaft.

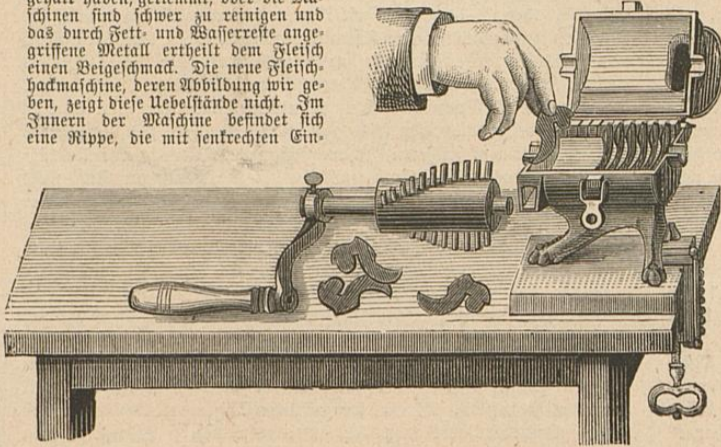
Vielerlei Requisiten gehören zur Theater-toilette und durchaus nicht zu entbehren ist dabei der Fächer, dieses reizende Spielzeug, bald zur Abwehr der Wärme, bald zum Austausch leiser Conversation, ein Lachen zu verbergen oder eine kleine Verlegenheit. Er existirt fast in ebenso großer Mannigfaltigkeit, als seine Verwendung varriert, und vornehme Damen lassen es sich anlegen sein, eine ganz ansehnliche Collection davon zu besitzen, jeder mit eigener Bestimmung. Wir gewähren heute nur dem Theaterfächer einige Worte der Besprechung und haben für die Abbildung eine hervorragende Neuheit ausgewählt, die dem allgemein herrschenden Geschmack, der Liebhaberei



für die Federn und die Vogelköpfe Rechnung trägt. Der Fächer Abb. 5 ist aus den Federn des Auerhahnes gefertigt, die sich beim geöffneten Fächer als Rad um den in der Mitte befindlichen Kopf legen. Letzterer ist an einem Griff aus polirter Klettenwurzel befestigt, innerhalb welcher der Mechanismus zum Öffnen und Schließen des Fächers mittelst eines starken Drahtes angebracht ist, dessen unteres Ende mit einem Ring abschließt. Neu auch sind gestickte Fächer, deren Dessinfiguren sich als eingelegte Arbeit auf dem Gestell fortsetzen oder sich dajelbst in einer Verkleinerung als Malerei wiederholen; auch Fächer, deren Stäbe und Griff mit moirés bekleidet sind, sowie edlige Fächer mit japanischen Figuren zählen zu den Neuheiten. Eine reiche Auswahl von Artikeln dieses Genres führt die Firma Sauerwaldt, Berlin, Leipzigerstr. 21.

Wirtschaftsplaudereien.

Neue patentirte Fleischhackmaschine. Die bisher gebräuchlichen Fleischhackmaschinen zeigen verschiedene Mängel in der Construction: entweder sind die Messerchen zu klein und schlecht angebracht, so daß das Fleisch zerrissen und zerdrückt wird, oder sie sind zwischen Zinkstücke, die oft Bleigehalt haben, geklemmt, oder die Maschinen sind schwer zu reinigen und das durch Fett- und Wasserreste angegriffene Metall ertheilt dem Fleisch einen Beigeschmack. Die neue Fleischhackmaschine, deren Abbildung wir geben, zeigt diese Uebelstände nicht. Im Innern der Maschine befindet sich eine Rippe, die mit scharfen Ein-



schritten versehen ist, in welche die Messer einzeln eingehängt und ebenso rasch von außen durch leichten Fingerdruck gegen die Messerzunge ausgehoben werden können. Die Zähne der Walze sind scharfzahnig und schneidig, die Walze selbst massiv, die Messer verhältnismäßig groß mit doppelter Schneidkante. Das in Streifen — nicht in Würfel — geschnittene Fleisch wird den Messern direct zugeführt und von diesen sehr fein, leicht und gleichmäßig zerschnitten; soll es gröber zerschnitten werden, so legt man weniger Messer in die Maschine ein. Die Maschine läßt sich leicht auseinander nehmen und reinigen. Die Preise der Fleischhackmaschinen, die in fünf Größen im Magazin des Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88, vorrätig gehalten werden, sind 32, resp. 18, 14, 12 und 10 Mark.

Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 89 Seite 288.

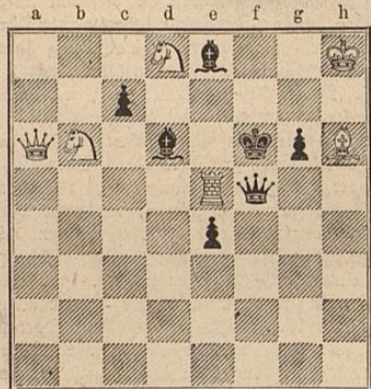
- Weiße.
1. Tf 7 — e 7.
Schwarz.
1. K f 4 — g 5, f 5
n. e 4, g 6 — g 5,
K f 4 n. g 4, L h 5
n. g 4.
Weiße.
2. T e 7 — e 4,
D c 3 — f 6,
g 3, — e 3 matt.

Schach- und Spielcorrespondenz.

Herrn G. Sch. in Gartha. Nr. 86 und 87, sowie die Frankfurter Ausgabe richtig gelöst. Wir erlauben Sie, wie alle gebrühten Correspondenten, denen an schnellem brieflicher Beantwortung gelegen ist, um gef. Angabe der Adresse. — Fr. Abele N. in Gr. Kamischka. In Nr. 87 ist 1 Th 3 — e 3 erfolglos wegen K d 4 n. c 5; ebenso 1 S f 4 — e 2 + wegen K d 4 — e 5. — Fr. Marie Stein und Dr. Br. in Kirchen. In derselben Aufgabe kann 1 S e 4 — c 3 gar nicht geschehen. Auf e 4 steht kein Springer. — E. E. K. in Hlensburg. J. Bausen in Kellingstedt, Arnold Baharad in Seltsenfabt. Nr. 86 und 87 richtig. — Fr. Eva Bökel in Wolfenbüttel. Nr. 85—87 richtig. — Vogt in Mühlhausen. In Nr. 87 ist 1 L h 6 — g 7 unrichtig wegen K d 4 n. c 5; auf 2 D b 1 — b 4 + kehrt der König nach d 4 zurück. — Rich. Schug in Zichowau. In Nr. 87 führt 1 S f 4 — g 6 nicht zum Ziel, weil K d 4 n. c 5 folgt. Die weiße Dame steht dann auf b 4 nicht matt. — W. Köhler in Vaireuth und D. Weltjeim in Kuttina. Nr. 87 ebenso Köstelsprung Nr. 2 richtig. — E. W. in Luzern. Glauben Sie in Nr. 87 wirklich durch 1 D b 1 — a 3 matt zu setzen?

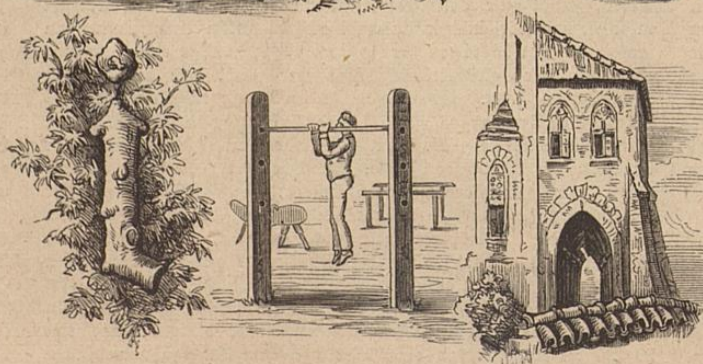
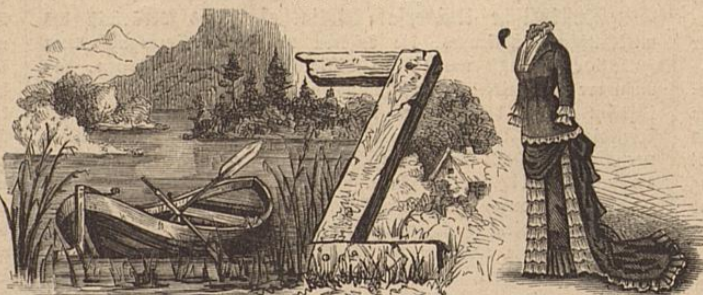
Aufgabe Nr. 91.

Von Karl Konzelik. Schwarz.



Weiße zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Rebus.



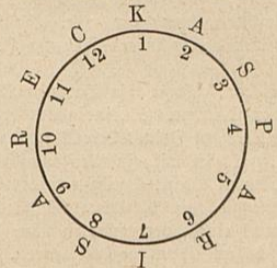
Arithmogriph.

			1						
		1	2	3	3				
		2	4	5	6	4	7		
	3	8	9	5	10	11	3	3	
4	12	4	6	5	13	14	7	13	5
	5	11	15	16	5	13	17	17	
		6	7	4	13	5	13		
			7	3	16	8			
			8	4	1	9	8		

Ersetzt man die nebenstehenden Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben, so ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Festes und die Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines berühmten Gelehrten.

- 2, 3, 3 ein Fest aus der Märchenwelt.
- 4, 5, 6, 4, 7 ein bedeutender Name in Russland.
- 8, 9, 5, 10, 11, 3, 3 ein Meer in Europa.
- 12, 4, 6, 5, 13, 14, 7, 13, 5 eine Festung in Spanien.
- 11, 15, 16, 5, 13, 17, 17 eine bekannte Schauspielerin.
- 7, 4, 13, 5, 13 eine Kopfbedeckung.
- 3, 16, 8 eine beliebte Opernsängerin.
- 8, 4, 1, 9, 8 eine große Insel.

Auflösung des Kreisräthfels Seite 304.



- Kaspar.
- Paris.
- Isar.
- Reck.

Correspondenz.

Literatur und Kunst.

Der neue Roman von Gregor Samarow „Das Haus des Fabrikanten“ (2 Bde. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) ist literarische Drogenwaare, die hier und da ganz frappant an den seltsamen Clauen erinnert. Dergleichen sollte doch nachgerade überwindener Standpunkt sein! — „Dreißig Jahre.“ Erzähl. aus unserer Zeit von Ludw. Bernow. (Leipzig, Ambr. Abel.) Der Fing des Autors geht nicht sonderlich hoch, und auch in der „Kunst der Erzählung“ bleibt für ihn noch zu lernen; doch enthält das Buchlein manches hübsche, Warmempfundene, und Alles in Allem ist die Zeit, die man an seine Lectüre wagt, nicht verloren. — „Aus Hellas.“ Fünf antike Erzählungen von Peter Mariager. (Leipzig, Bernhard Schöde.) Vom Verf. des dänisch. Originals unter Mitwirkung von Eugen Viebich veranfaßtere deutsche Ausgabe. Bei der bereitwilligen Vorliebe des Publicums für antike Stoffe werden diese dem griechischen Leben entnommenen Erzählungen, die im Volalen und historischen auch für den Nichtgelehrten verständlich, in ihren allgemeinen menschlichen Motiven überzeugend und in sprachlicher Beziehung ansehend genannt werden dürfen, auf einen beträchtlichen Leserkreis rechnen können. Auch Schüler-Bibliotheken an Gymnasien mag das Buch empfohlen sein. — „Kleinische Novellen“ von Hermann Presler. (Leipzig, Theob. Thomas.) Das Buch scheint „den charakteristischen Eigenschaften des Rheinlandes“ die, wie der Verf. mittheilt, von angesehenen Kritikern darin gefunden worden, seine zweite Auflage zu verdienen. Künstlerlich betrachtet, dürfen die Novellen nicht über Mittelgut rangirt werden; auch sind die Stoffe zum Theil wenig erfreulich. Die Nachwirkung der Lectüre ist eine sehr gemischte.

Haushalt und Küche.

3. in R. bei W. Das „Mostarda“ genannte italienische Compot ist wol mit den Bologner Senfrüchten identisch. Zu letzteren können wir folgende Recepte geben: I. Süße Senfrüchte: Perwendbar hierzu sind: Melonen, Kürbisse, Kapseln, Birnen, Pfäumen, Apfelfosen und Pfirsiche. Das Gewicht des Zuckers muß dem Gewicht der geschälten und entkernten Früchte gleichsetzen, das des Senfmehles auf je 500 Gramm Zucker 70 Gramm betragen. Die Früchte werden geschält, die Kerne und alles Weiche entfernt (wenn man will, kann man auch den Kernobst die Steine belassen), in beliebige Stücke geschnitten und in wallendem Wasser halbweich gekocht. Nachdem die Stücken auf einem Sieb abgelassen und abgekühlt sind, werden sie in den, durch Aufstochen mit wenig Wasser geläuterten, noch heißen Zucker gelegt, 24 Stunden am kühlen Ort darin stehen lassen, wieder mit Zucker aufgelocht, wiederum 24 Stunden stehen lassen und nochmals aufgelocht. Nach diesem letzten Aufkochen wird das Senfmehl mit einem Theil des noch heißen Zuckers angerührt und mit dem Eingemachten vermenget. Abgekühlt, mit Blase oder Pergamentpapier überbunden, hält sich diese Conserve sehr lange. Man mischt auch geschnittenen Meerrettig unter das Eingemachte; es ist wol schmeckend, aber doch nicht jedem Gaumen angenehm. II. Zu Senfrüchten ohne Zucker werden die Früchte, nachdem sie in Wasser halbweich gekocht sind, in guten kalten Weineisig gelegt, welchem auf je 1 Liter Essig 60 Gramm Senfmehl, 30 Gramm ganzer Pfeffer, 30 Gramm ganze Nelken und nach Belieben Meerrettig beigelegt werden.

Toilette, Mode, Handarbeit.

A. V. in Hbg. Gefrickte Stiefeln für kleine Kinder finden Sie unter Abb. Nr. 32 auf Seite 132 d. Jahrg. — Abonnentin aus St. In einem Klavierstuhl ist auch ein rundes Kücken-Dessin verwendbar. — W. L. in V. So große Monogramme kommen sehr selten vor, wir haben deshalb keinen Raum dafür. Wenden Sie sich an die Metallschablonen-Fabrik von C. W. Hehl, Berlin, alte Jacobstr. 76. — Helene S. in Zchr. Stores aus Schirting sind für die Sonnenseite empfehlenswerth. Dieselben werden mit gekloppter Spitze oder mit Einfaß und Spitze in Hätelarbeit oder Filz-Quipure begrenzt. Monogramme demnachst. — Abonnentin in Gr. Brth. in Zchr. Ein Strickmuster in Streifen zu einer Bettdecke veranschaulichten die Abb. Nr. 57 bis 59 auf Seite 358 d. Jahrg. 1881. E. G. aus V. Eine derartige Bordüre ist verbildlicht auf Seite 194, Abb. Nr. 7—12 d. Jahrg. 1881. — Il ulto Brako. Bei Erscheinen dieser Nummer sind die nächsten 2 Modenummern des Bazar für uns nicht mehr verfügbar. Da in so zartem Alter der Unterschied in der Kleidung von Knaben und Mädchen gering ist, können Sie aus den vorhandenen Abbildungen eine Wahl treffen.

Verschiedenes.

Eine Abonnentin in New-York. Auf Ihre Anfrage, betreffend Einkauf in ein Berliner Stiff für ältere Frauen, werden wir Ihnen brieflich antworten, wenn Sie uns Ihre Adresse angeben wollen. — Frau Dr. Eggert, Bernburg a. S. Bei erster sich darbietender Gelegenheit werden wir Ihrer gedenken. — Frau Anna Simon, Obernigk bei Breslau. Wir müssen leider verzichten. Ueber den Raum des Bazar ist für lange hinaus besüßt.

Zur Beachtung.

In Strasburg, Westpr., rief Frau S. Preuß-Laudien seit dem April d. J. ein Unterhaltungsblatt in's Leben, betitelt: „Unser Frauen Blatt.“ Besonders den Frauen gewidmet, verfolgt es den Zweck, das vom dortigen Frauenverein gegründete Waisenhaus zu unterstützen. Viele der besten Schriftsteller und Schriftstellerinnen sagten dem oiferwillig begonnenen Unternehmen ihre Mitwirkung zu. Möchte es dem Blatte gelingen, sich emporzuschwingen und einen ausgedehnten Leserkreis zu finden. Das Glend jener Gegend ist groß und die Hochherzigkeit der Frauenbestrebungen verdient volle Sympathie. Sie treten hier ein für das wichtigste Lebensmoment, das der Menschenerziehung. Die kleinen armenigen Waisen aus für Erziehung unfähigen Händen zu erretten, sie vor den Wegen des Lasters zu bewahren und zu redlichen nützlichen Weisen groß zu ziehen, ist nicht allein ein Werk gebotener Liebespflicht, es ist ein dem Vaterlande geleisteter Dienst, dem sich patriotische Frauen nicht entziehen sollten!

So warte Gottes Segen über dieser Frauenthat!

Anna Wünn.

Den dieser Nummer beiliegenden Prospect über den soeben begonnenen Jubel-Jahrgang des beliebten illustrierten Familien-journals „Meer Land und Meer“ empfehlen wir der besondern Beachtung unserer Leser.